

# Ausbeutung

Ausgabe Nr. 67, 11. April 2023



© Johanna Bröse

Gemeinhin ist die Annahme verbreitet, dass nur Menschen ausgebeutet werden, die einen unzureichenden Lohn erhalten, unter menschenunwürdigen, gewaltförmigen Bedingungen arbeiten oder in unzulässige Abhängigkeitsverhältnisse gezwungen werden. Ausbeutung steht hier für eine Abweichung, die es – mit Blick auf ihre krassesten Auswüchse, wie Sweatshops oder moderne Sklaverei – vorrangig an den Werkbänken des globalen Südens oder auf den Baustellen Katars zu bekämpfen gilt. Aber bereits Karl Marx machte einen weiter reichenden Ausbeutungsbegriff stark: Ausbeutung ist der Normalzustand der kapitalistischen Produktion.

Marx-Leser:innen wissen: Arbeiter:innen produzieren mehr Wert, als ihnen von den Kapitalist:innen als Lohn für die Verausgabung ihrer Arbeitskraft ausgezahlt wird. Dieses Plus, das den Arbeiter:innen vorenthalten bleibt, streichen die Kapitalist:innen als sogenannten Mehrwert ein. Der Zwangscharakter jeder Form kapitalistischer Arbeit steht für Marx außer Frage. Jenseits aller moralischer Empörung und Regulierungspostulate brauchen wir also ein Verständnis von Ausbeutung, das zeigt, dass die kapitalistische Produktionsweise keine „freie“ Arbeit zulässt: Lohnarbeit im Kapitalismus ist strukturell betrachtet immer Lohnsklaverei.

Die gesamte Geschichte des Kapitalismus ist eine Geschichte der Ausbeutung. Sie ist daher ein zentraler Begriff linker Theorie und Praxis. Einerseits, um den Kapitalismus und seine Entwicklungsdynamik auf theoretischer Ebene zu verstehen; andererseits, um auf praktischer Ebene über Mittel und Wege seiner Überwindung diskutieren zu können. Denn: Will man Ausbeutung abschaffen, muss man den Kapitalismus überwinden.

Die verschiedenen Dimensionen der Ausbeutung müssen dabei notwendigerweise global gedacht werden: Von der Ausbeutung von Menschen durch Menschen hin zur (neo)kolonialen Ausbeutung globaler Peripherien durch Staaten und Unternehmen bis hin zur Naturausbeutung, welche uns gegenwärtig immer näher an den Rand des Klimakollapses bringt. Auch nach dem formalen Ende von Kolonialherrschaften wurden die kolonialen und ausbeuterischen Infrastrukturen nicht aufgebrochen und wirken bis heute fort. Was gemeinhin als Integration in den Weltmarkt bezeichnet wird, erweist sich für viele vormals Kolonisierte als Selbstbedienungsladen für ehemalige Kolonialmächte. In Ländern des globalen Südens reproduzieren sich zudem ausbeuterische Dynamiken und führen beispielsweise zur Unterschichtung der Arbeiter:innenklasse, etwa, indem für viele wirtschaftliche Bereiche noch stärker unterbezahlte Arbeiter:innen aus Nachbar- und Drittstaaten angeheuert werden. Die Industrie zeigt eine hohe Flexibilität in der Standortwahl auf der Suche nach den billigsten Arbeitskräften, so errichtet man beispielsweise Datenfarm-Fabriken in Refugee-Camps. Das kann man sich dann sogar als „Entwicklungshilfe“ auf die Fahne schreiben. Und in ihrer digitalen Erscheinung kann die

Ausbeutung inzwischen sogar auf geografische Nähe verzichten. Datenbanken lassen sich auch gänzlich remote füttern.

Doch solange es Ausbeutung von Menschen gibt, solange formiert sich auch Widerstand dagegen. In dieser Ausgabe betrachten wir nicht nur den Begriff und Dimensionen der Ausbeutung in ihrer Vielschichtigkeit und kolonialen Kontinuitäten, sondern auch die Kontinuitäten des Kampfes. Wir fragen: Durch welche Ideologien und materiellen Bedingungen wird es beispielsweise möglich, das Arbeitsvermögen bestimmter Gruppen von Arbeiter:innen (z.B. weibliche oder migrantische Arbeitskräfte) gegenüber anderen abzuwerten? Welche Spaltungsdynamiken in der Arbeiter:innenklasse kann dies nach sich ziehen? Inwiefern werden diese Kämpfe als Klassenkämpfe ausgetragen und unter welchen Umständen ändern sie ihren Charakter? Und auch: Aus welchen Kämpfen der Vergangenheit lassen sich Strategien gegen die Ausbeutung von heute entwickeln?

Unsere nächste Ausgabe (#68) erscheint dann im Juli. Sie beschäftigt sich mit dem wichtigen und nicht einfachen Thema „Erwachsen werden“ in heutigen Zeiten – zwischen pädagogischen und gesellschaftlichen Ansprüchen und der Erwartung eines krisenhaften Lebens.

Viel Spaß beim kritischen Lesen!

# „Das Wichtigste bleibt das Organisieren“



## Interview mit Tech-Arbeiter\*in Sam aus Berlin

*Die Tech-Industrie mit ihrer Plattform-Ökonomie gehört zu den am schlechtesten regulierten Wirtschaftssektoren. Ein Gespräch über den Kampf gegen Überwachung, Ausbeutung und miserable Arbeitsbedingungen.*

**kritisch-lesen.de:** Du bist als Tech-Arbeiter\*in bei einem großen Onlinehändler angestellt. Wie ist es, dort zu arbeiten?

**Sam:** Als ich in dem Unternehmen anfang, war ich sehr zurückhaltend, gar nicht auffällig oder so etwas. Es ist das größte Unternehmen, in dem ich bisher gearbeitet habe. Das erste, was mir auffiel, war aber eine unterschwellige Wettbewerbskultur zwischen den Angestellten. Man wollte morgens nicht der Letzte sein, der zur Arbeit erscheint und abends nicht der Erste, der geht. Also haben ständig alle unvergütete Überstunden gemacht – und das wurde einfach so erwartet. Das Unternehmen hatte hier clevere Methoden, um sicherzustellen, dass auch ich das tat. Gleich am ersten Tag begann mein Chef beispielsweise eine Besprechung mit mir kurz vor Feierabend, also kurz bevor meine achteinhalb Stunden Arbeitszeit vorbei waren. Ich versuchte immer wieder aufzubrechen, aber er zog mich immer wieder ins Gespräch. Also blieb ich gleich am ersten Tag zwei Stunden länger.

Kurz nach meinem Einstand geriet das Unternehmen in die Schlagzeilen wegen Leistungsüberwachung seiner Mitarbeiter\*innen. Man stand wirklich permanent unter Beobachtung.

**In diesem Unternehmen gibt es einen Betriebsrat. Wäre das nicht die Anlaufstelle für solche Probleme?**

In diesem Fall leider nicht wirklich. Was mich sofort stutzig machte, war, dass sowohl die Personalabteilung als auch Manager\*innen im Wahlvorstand für diesen Betriebsrat saßen. Den Großteil der Kolleg\*innen störte das nicht. Um ehrlich zu sein, fehlte vielen überhaupt das Bewusstsein dafür, sich als Arbeitnehmer\*innen zu sehen.

**Aber dann wurdest du selbst im Betriebsrat aktiv?**

Ja, ich entschloss mich, für die Betriebsratswahl zu kandidieren. Aber kurz bevor die Wahlen anstanden, kam die Corona-Pandemie und mit ihr die ersten Lockdown- und Homeoffice-Maßnahmen. Ich stand also vor der Herausforderung, dass die ganze Organisation online ablaufen musste. Dafür habe ich mich mit Leuten verbündet, die auch für die Wahl kandidierten und sich arbeitnehmer\*innenfreundlich zeigten. Ich habe aus strategischen Gründen darauf geachtet, halbwegs gemäßigt aufzutreten.

Es gab im Prinzip drei Gruppen: Die eine Gruppe war dem Management freundlich gesonnen; Das waren Leute, die vorher in einer Arbeitnehmer\*innenvertretung waren – eine Strategie des Unternehmens, Betriebsräte zu umgehen. Man bildet Arbeitnehmer\*innenvertretungen und sagt, nun brauchen wir keinen Betriebsrat mehr. Dann gab es eine Gruppe von Leuten, die zwar arbeitnehmer\*innenfreundlich waren, aber kaum Erfahrung im Organisieren hatten, also nicht wussten, wie man die Handlungsmacht der Arbeitnehmer\*innen strategisch einsetzt. Und dazwischen gab es schließlich Leute, die unentschieden waren. Um diese Leute in der Mitte entstand ein Wettrennen.

## **Wie sah deine Wahlstrategie aus?**

Ich habe mit Hunderten von Kolleg\*innen geschattet, noch vielen mehr eine Umfrage per E-Mail geschickt mit der Frage nach den drei größten Problemen am Arbeitsplatz. Diese Umfrage sendete ich an etwa die Hälfte der Stimmberechtigten, was für ziemliche Unruhe sorgte. Ich hatte aber darauf geachtet, keine Vertraulichkeitsregeln zu missachten. Die Leitung konnte diese Aktion also nicht verhindern. Jedenfalls habe ich den Mitarbeiter\*innen versprochen, dass ich nicht mit einer eigenen Agenda antreten, sondern mich genau für die Dinge einsetzen werde, die mir gefeedbackt wurden. Das war wahrscheinlich einer der Gründe, warum ich am Ende gewählt wurde.

Leider gab es dann innerhalb des Betriebsrats trotzdem eine arbeitgebernahe Mehrheit. Als dann auch noch einige meiner Mitstreiter\*innen krank wurden, hatten wir kaum eine Chance, unsere Interessen und Forderungen durchzusetzen. Unsere ganze Energie wurde in langen Sitzungen aufgesaugt. Das Unternehmen war wirklich gut organisiert, wir aber nicht; wir waren einfach zu wenige Leute. Wir haben in allen Abstimmungen verloren. Wir konnten nichts von dem umsetzen, was wir vorhatten. Wir hatten keine Mehrheit, das Management schon.

## **Welche Methoden setzte dein Arbeitgeber ein?**

Während des Wahlkampfes hat die Personalabteilung beispielsweise eine der arbeitnehmer\*innenfreundlichen Gruppen angeschrieben und behauptet, sie hätten gegen Wahlkampfregeln verstoßen, da sie vertrauliche Mails herumgeschickt hätten. Sie drohten damit, diese Gruppe zu disqualifizieren. Das verursachte enorme Unsicherheit innerhalb dieser Gruppe. Ein paar Tage später folgte eine weitere Nachricht, in der es sinngemäß hieß: „Sorry, das war ein Versehen, es ist doch alles in Ordnung.“ Das waren einfach Strategien, Leute unter Stress zu setzen und sie gegeneinander aufzubringen. Ich wurde hingegen gedrängt, ein Beratungstreffen abzusagen, sie holten sich sogar einen Anwalt, um mir das mitzuteilen. Es wurde einem immer wieder unterstellt, gegen Regeln zu verstoßen, sodass die Leute irgendwann einknickten.

Dann haben sie mich monatelang nicht bezahlt, bis heute. Das ist bereits das dritte Mal, dass sie das tun. Das erste Mal war ich krankgeschrieben wegen einer großen OP und habe Krankengeld beantragt, das Unternehmen wollte der Krankenkasse aber keine Krankschreibung vorlegen. So konnte die Krankenkasse mich nicht bezahlen. Ich habe mit der Personalabteilung des Unternehmens gesprochen, und sie haben gesagt, sie hätten bereits alles geschickt. Was natürlich nicht stimmte. Die Krankenkasse sagte mir irgendwann unter der Hand, dass diese Firmen genau wissen was sie tun. Es hat sich hier also um ganz bewusste Verzögerungstaktiken gehandelt – eigentlich klassische Strategien des Lohndiebstahls und der Gewerkschaftsfeindlichkeit. Am Ende habe ich meine Gehaltsnachzahlung erhalten. Das war jedoch nur der erste Fall. Später warfen sie mir unentschuldigtes Fehlen vor. Das war während der Homeoffice-Phasen. Glücklicherweise hatte ich E-Mails, die bewiesen, dass ich gearbeitet habe. Und dann ging es wieder um Streitigkeiten bezüglich einer Krankschreibung und einem Hin und Her zwischen dem Unternehmen und der Krankenkasse und wer für meinen Lohn aufkommen muss. Weil ich auch hier wieder nicht entlohnt wurde, musste ich am Ende eine Klage gegen meinen Arbeitgeber einreichen.

## **Neben den Kämpfen, die du innerhalb dieses Unternehmens führst, engagierst du dich auch für Gig-Arbeiter\*innen und Kurierfahrer\*innen in Berlin. Wie kam es dazu?**

Recht simpel – nachdem ich die Betriebsratswahlen gewonnen hatte, kam das Gorillas Workers Collective auf mich zu und bat mich, meine Erfahrungen im Arbeitskampf mit ihnen zu teilen, um ihnen bei ihrer eigenen Betriebsratswahl zu helfen, nachdem sie ja bereits mit wilden Streiks erfolgreich gewesen waren. Viele meiner Freunde arbeiten bei Gorillas, Flink und all diesen Unternehmen, so habe ich angefangen, auch dort aktiv zu werden.

Jetzt unterstütze ich Arbeiter\*innen aus der Gig-Economy beim Organisieren, zeige ihnen, wie sie ihre Chefs verklagen können, helfe dabei, ein Workers Center in Berlin aufzubauen, wo Leute über einen Solidaritätsfond finanziell unterstützt werden, die auch von Lohndiebstahl betroffen sind.

Wir zeigen, wie man Betriebsräte so arbeitnehmer\*innenfreundlich wie möglich aufbaut. Und wir versuchen, das an so vielen Orten wie möglich zu machen.

### **An welchen Stellen überschneiden sich die strukturellen Probleme der Tech-Branche mit denen der Gig-Economy?**

Ganz wesentlich in der Form der Überwachung der Arbeiter\*innen. Über die Überwachungsmechanismen in der Tech-Branche habe ich bereits gesprochen. Die Kurierfahrer\*innen haben noch einmal viel stärker mit Ortung zu kämpfen, mit dem Einsatz von Überwachungskameras in den Lagerhäusern und ganz allgemein mit einer paranoiden Arbeitskultur, in der man ständig überwacht wird.

Das ist eine Seite der Digitalisierung und der Überwachungskultur, mit der die Arbeiter\*innen ständig konfrontiert sind. Und diese permanente Kontrolle im Zusammenhang mit der Marketingstrategie, in weniger als 10 Minuten liefern zu können, bedeutet, dass die Fahrer\*innen egal bei welchem Wetter auf die Straße müssen, dabei Gesundheitsrisiken eingehen, und sich manchmal dauerhaft verletzen. Ohne Überwachung würde sich wohl kaum jemand so sehr unter Druck setzen. Die Digitalisierung hat einen enormen Einfluss auf unser Arbeiten, egal ob Tech-Worker, Kurierfahrer\*in, im Call-Center oder sonstwo. In diesen Bereichen werden Überwachungstechnologien erprobt, die letztlich in jeder Branche eingesetzt werden können.

### **Du hattest kurz angedeutet, dass eines der wesentlichen Probleme innerhalb eines Arbeitskampfes die Frage ist, wie man Menschen, die noch nicht politisiert sind, in einen Kampf für ihre Arbeitsrechte einbeziehen kann.**

Ja, das ist die große Frage. Um Handlungsmacht aufzubauen, muss man zunächst einmal das Wesen der Arbeit verstehen. Und man muss verstehen, wer die Arbeiter\*innenbasis ist, mit der man spricht. Ich organisiere zum Beispiel Tech-Arbeiter\*innen im Onlinehandel und Kurierfahrer\*innen hier bei Gorillas, und das sind zwei völlig unterschiedliche Gruppen von Arbeiter\*innen. Unternehmen der Gig-Economy zielen bei der Akquise jeweils auf Migrant\*innen aus bestimmten Ländern, Flink zum Beispiel insbesondere auf Arbeiter\*innen aus Indien. Amazon wendet sich an westafrikanische Arbeiter\*innen und an arabische Arbeiter\*innen und Geflüchtete. Aus strategischer Sicht ist es wichtig, Gruppen zu organisieren, die einen ähnlichen Hintergrund haben oder zumindest, sich auf einer bestimmten Ebene miteinander identifizieren zu können.

In der Beratung zeigen wir außerdem, was jede\*r selbst machen kann. Wir haben zum Beispiel Kontakte zu Anwäl\*innen und sind recht versiert im Arbeitsrecht. In letzter Zeit sind Leute mit Visa- oder Vertragsproblemen zu uns gekommen. Wir zeigen ihnen, wie sie gegen die Arbeitgeber klagen und einen unbefristeten Vertrag bekommen können.

Hier bleiben Betriebsräte, wenn sie gut aufgestellt sind, weiterhin ein sinnvolles Instrument. Wenn ich nicht im Betriebsrat wäre, hätte man mich schon längst entlassen. Der einzige Grund, warum mich das Unternehmen noch immer beschäftigt, ist, dass sie mich nicht feuern können. Und wenn man erst einmal diesen rechtlichen Schutz hat, kann man offener mit den Kolleg\*innen sprechen und größere Risiken eingehen.

Aber nachdem ich in den Betriebsrat gewählt wurde, war es mir wirklich wichtig, nicht zu sehr in bürokratische Verwaltungsaufgaben hineingezogen zu werden, sondern weiter zu organisieren und mit den Leuten zu reden. Nutzt eure rechtlichen Befugnisse, das Arbeitsrecht ist in Deutschland recht stark. Das Wichtigste bleibt aber das Organisieren.

### **Was ist die Idee hinter dem Aufbau des Workers Center?**

Vieles davon ist aus den Kämpfen bei Gorillas hervorgegangen. Hier gibt es ein erdgeschossiges Büro in Berlin-Friedrichshain. Die Kurierfahrer\*innen kommen also immer wieder daran vorbei. Es entwickelte sich ganz natürlich zu einem Anlaufpunkt. Irgendwann kamen nicht mehr nur Gorillas-

Leute, sondern auch andere Kurierfahrer\*innen vorbei und baten um Hilfe.

Dann hatte eine Uni-Gruppe und andere die Idee, ein Workers Center in größerem Maßstab zu etablieren. Das Projekt läuft seit Sommer letzten Jahres. Wir haben eine Art Popup Workers Center aufgebaut und dort Info- und Filmabende und andere Veranstaltungen organisiert. Wir bieten außerdem offene Sprechstunden für alle Arbeiter\*innen an. Und damit meine ich wirklich auch Arbeiter\*innen von anderen Unternehmen. Das ist wichtig, weil wir in teils abgeschlossenen Ökosystemen existieren, deren Wege sich nicht immer kreuzen. Mir ist es ein Anliegen, zum Beispiel auch Amazon-Arbeiter\*innen zu unterstützen, denn dort arbeiten viele Geflüchtete und Migrant\*innen aus afrikanischen und arabischen Ländern. Sie gehören zu den am stärksten unterdrückten Arbeiter\*innen, leben meist außerhalb von Berlin in miserablen Unterkünften und es ist sehr schwer, mit ihnen in Kontakt zu kommen.

### **Im Zusammenhang mit dem Thema Arbeitsmigration: In welche Abhängigkeitsverhältnisse geraten diese Arbeiter\*innen?**

Ich beschreibe es einmal aus eigener Erfahrung: Ich war in den USA in einer wirklich schlechten finanziellen Situation. Die wirtschaftliche Lage für Arbeitnehmer\*innen ist dort absolut furchtbar. Ich musste unbedingt raus. Und wenn ich den Job in diesem Unternehmen nicht bekommen hätte, hätte ich auch nicht nach Deutschland kommen können. Denn ich brauchte ein Visum. Man ist also abhängig von seinem Arbeitgeber, damit man im Ausland bleiben kann. Darum sind Migrant\*innen von diesen Ausbeutungsverhältnissen besonders betroffen. Das Visum ist wie eine Art Zuckerbrot. Bei Gorillas oder anderen Kurierfahrer\*innen arbeiten viele Studierende, da sie schnell einen Mini-Job brauchen oder eben ein Visum beantragen müssen.

Wenn man „Tech-Jobs“ googelt, findet man große Tech-Unternehmen wie Amazon, Google, HelloFresh, Zalando. Wenn man nach „Minijobs“ sucht, wird man Zenjobs, Gorillas, Flink und so weiter finden. Allein über Suchmaschinenoptimierung können diese Unternehmen eine große Menge Leute anziehen – oft auch mit einem rassistischen Einschlag. Die Unternehmen zielen auf bestimmte Gruppen und sprechen beispielsweise gezielt indische Gemeinschaften auf Hindi an. So entsteht eine Kluft zu Arbeiter\*innen. Die Unternehmen versuchen, Identitätspolitik und kulturelle Verbindungen als Mittel einzusetzen, um separierte Gruppen von Arbeiter\*innen aufzubauen und sie in ein Konkurrenzverhältnis zu anderen zu bringen. So verhindern sie eine breitere Organisierung der Belegschaft.

### **Da es sich bei vielen dieser Unternehmen um internationale Firmen handelt, muss doch auch eine gewerkschaftliche Organisierung beziehungsweise generell der Arbeitskampf auf internationaler Ebene stattfinden.**

Ja, es gibt Konferenzen, auf denen Arbeiter\*innen aus ganz verschiedenen Ländern zusammenkommen. Es ist gut und wichtig, dass es diese Konferenzen gibt. Es sind gute Gelegenheiten, sich zu vernetzen und Aktivist\*innen oder Organisator\*innen aus anderen Ländern kennen zu lernen. Aber in der Regel werden sie von großen Institutionen finanziert, was eine Art Filtereffekt zur Folge hat, so dass man am Ende doch eher auf Leute aus relativ sicheren Verhältnissen trifft. Man wird dort zum Beispiel kaum mit Geflüchteten zusammenkommen. Eine Ausnahme stellen die Konferenzen dar, die in Los Angeles von der SEIU (Service Employees International Union) organisiert werden. Dort geht es um autonome Organisationsformen abseits von Gewerkschaften und anderen Institutionen. Gewerkschaften leisten zwar wichtige Arbeit, aber sie sind oft nicht radikal genug. Ihre Institutionalisierung und Bürokratisierung wirkt sich auch darauf aus, für wessen Interessen sie eintreten und dass es Arbeiter\*innen gibt, die nicht mehr adressiert werden. Eine autonome Organisierung kann diese Lücken füllen. Und das ist die Mentalität hinter dieser Konferenz, obwohl sie von einer Gewerkschaft unterstützt wird.

Ein wichtiger Punkt bei der internationalen Organisierung ist es, eine stabile Basis von Arbeiter\*innen vor Ort zu haben. In Berlin ist das mit dem Gorillas Workers Collective und der

Tech Workers Coalition bereits der Fall, auch wenn die kritische Masse, die man braucht, um die Produktion lahmzulegen, noch nicht erreicht wurde, jedenfalls nicht über Ländergrenzen hinweg. Doch genau das wäre der Ansatz: dass man in verschiedenen Städten Organisationsbasen aufbaut, um gemeinsam und vor allem schnell handeln zu können.

### **Bietet die Digitalisierung an dieser Stelle nicht auch Werkzeuge für das Organisieren?**

Heutzutage ist es aus technologischer Sicht zwar relativ einfach, sich online zu organisieren, aber eine gute Organisation baut immer noch auf persönliche Gespräche und zwischenmenschliche Interaktionen. Das kann man nicht ersetzen. Da immer mehr Menschen isoliert von zu Hause aus arbeiten, gehen Räume, in denen man sich treffen könnte, verloren. Das erschwert das Organisieren ungemein. Und auch wenn es wichtig ist, dass in den Gewerkschaften und Parteien gute Leute sitzen und von innen heraus versuchen, Veränderungen anzustoßen, reicht dieses Engagement bisher nicht aus, um die Organisationsbemühungen wirklich zu unterstützen. Hier müssen wir den politischen Druck erhöhen, damit radikale Veränderungen stattfinden – und dieser Druck wird von der Basis aus kommen müssen.

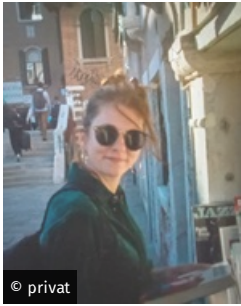
\*\*

Sam (Name geändert) ist Tech-Arbeiter\*in und Aktivist\*in in Berlin und unterstützt die Arbeitskämpfe von Kurierfahrer\*innen.

Das Interview führte Sascha Kellermann mit Unterstützung der restlichen Redaktion.

**Zitathinweis:** kritisch-lesen.de Redaktion: „Das Wichtigste bleibt das Organisieren“. Erschienen in: Ausbeutung. 67/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1819>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Grenzenlose Auspressung von Arbeitskraft



## Essay von Janina Puder

*Warum wir Überausausbeutung als analytische Kategorie brauchen – ein Plädoyer für eine Weiterentwicklung des marxistischen Ausbeutungsbegriffs.*

Essay von [Janina Puder](#)

Wenn in der Öffentlichkeit von Überausbeutung gesprochen wird, dann meist, um auf die besonders schlechten, inhumanen Arbeits- und Lohnverhältnisse bestimmter Beschäftigungsgruppen aufmerksam zu machen. Ob moderne Sklaverei, Armut, Prekarität, Rassismus oder segmentierte Arbeitsmärkte: Diese Beschreibungen gelten als Indikatoren, um dem Problem der Überausbeutung Nachdruck zu verleihen – allerdings ohne Überausbeutung als eigenständiges Phänomen bestimmen zu können. Das ist nicht grundsätzlich falsch, geht aber am Kern der Problematik vorbei. Nehmen wir jedoch die theoretischen Wurzeln ernst, die auf die marx'schen Überlegungen zur Ausbeutung von Lohnarbeit zurückgehen, dann muss der Begriff der Überausbeutung nicht nur historisch und materialistisch genauer bestimmt werden. Es muss auch aus einer klassenspezifischen Sicht gefragt werden, weshalb sich in einigen Produktionsstätten kapitalistischer Gesellschaften überausbeuterische Arbeitsverhältnisse verstetigen, während dies in anderen undenkbar erscheint. Ordnen wir den Begriff der Überausbeutung hierfür zunächst im Debattenfeld ein.

## Überausbeutung als analytische Kategorie wider die Moral

Wird auf eine analytische Herleitung verzichtet, kann der Begriff der Überausbeutung dazu verleiten, schlechte Arbeits- und Lebensverhältnisse allein auf moralischer Ebene zu problematisieren. Man kennt die Berichte aus der Bundesrepublik über osteuropäische Arbeiter:innen, die angestellt bei Subunternehmen zehn, manchmal zwölf Stunden am Tag im Akkord riesige Mengen Fleisch zerlegen, zu Löhnen, die de facto den Mindestlohn unterschreiten; von Saisonarbeiter:innen, die Spargel ernten, bis ihre Rücken vollkommen kaputt sind und in Unterkünften leben, ohne ausreichend sanitäre Anlagen und Platz; oder den Laienpfleger:innen aus Polen, die nicht selten rund um die Uhr ohne einen freien Tag in der Woche in Privathaushalten unsere Angehörigen pflegen. An den Rändern des globalen Kapitalismus scheinen derlei Arbeitsverhältnisse häufiger die Regel zu sein als die Ausnahme, denkt man zum Beispiel an die Situation der Textilarbeiterinnen in Bangladesch oder der unentlohnten Zuarbeit von Frauen (und manchmal auch Kindern) auf Palmölplantagen in Südostasien.

Diese Arbeitsverhältnisse enttarnen zweifellos die besonders hässliche Seite des Kapitalismus, der keine oder im besten Falle eine höchst selektive Moral zu kennen scheint. Doch trotz der wiederkehrenden Empörungskonjunktoren über solche Arbeitsbedingungen und politische Vorstöße, diese durch Gesetze (siehe zuletzt das sogenannte Lieferkettengesetz), internationale Abkommen im Rahmen der ILO (International Labour Organization) oder gesetzliche Mindestlöhne und Arbeitsschutzmaßnahmen auf nationalstaatlicher Ebene zu unterbinden, werden sie immer wieder in unterschiedlichen Branchen dokumentiert. Eine moralische Kritik an diesen Zuständen trägt dabei weder zu einem tiefergehenden Verständnis bei, weshalb überhaupt besonders schlechte Lohnarbeitsverhältnisse entstehen und wie sie sich reproduzieren können,



noch bietet sie strategische Ansatzpunkte für deren Überwindung. Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen erfordert eine kritische Perspektive, die zunächst den Zusammenhang von Kapitalakkumulation, der globalen Arbeitsteilung und der Abwertung von Arbeitsvermögen bestimmter sozialer Gruppen in den Fokus der Betrachtung rückt. Hierfür liefert das marx'sche Denken die entscheidenden Anknüpfungspunkte.

## **Von Ausbeutungs- und Überausbeutungsverhältnissen**

Im Kapital Band I zeigt Karl Marx, dass der Lohn, den Arbeiter:innen für die Verrichtung einer bestimmten Tätigkeit erhalten, nicht dem Wert entspricht, den die Verausgabung ihrer Arbeitskraft im Produktionsprozess tatsächlich schafft. Vereinfacht ausgedrückt, orientiert sich die Lohnhöhe stattdessen an der Summe, die es braucht, damit die Arbeiter:innen ihre Arbeitskraft regenerieren können, um der Produktionssphäre jeden Tag aufs Neue zur Verfügung zu stehen. Die Höhe des Lohns bemisst sich am Mindestumfang, den Arbeiter:innen benötigen, um zum Beispiel Lebensmittel oder Kleidung (das heißt Reproduktionsmittel) erwerben zu können. Der zusätzlich erzeugte Wert, der im Produktionsprozess bei der Herstellung von Waren durch die Verausgabung menschlicher Arbeitskraft entsteht (der Mehrwert), wird von Kapitalist:innen abgeschöpft und zum eigenen Konsum und zur (Re-)Investition in den Kapitalkreislauf verwendet. Während Arbeiter:innen morgens pünktlich auf der Arbeit erscheinen, um Geld für ihren Lebensunterhalt zu verdienen, sind Kapitalist:innen daran interessiert, dass Arbeiter:innen arbeitstauglich zur Schicht erscheinen, ergo, dass sie die physischen und psychischen Kapazitäten, die sie bei der Produktion benötigen, einigermaßen reproduzieren können. Von Außen betrachtet wirkt der Tausch Arbeitskraft gegen Lohn wie ein fairer Handel zwischen Arbeitgeber:innen und Arbeitnehmer:innen – schließlich wird im Arbeitsvertrag festgelegt, dass acht Stunden Arbeitszeit einer bestimmten Summe X entspricht. Wie Marx jedoch zeigt, werden Arbeitskräfte durch die einseitige private Aneignung des im Produktionsprozess erzeugten Mehrwerts durch die Kapitalist:innen de facto ausgebeutet. Denn: Es ist die Verausgabung ihrer Arbeitskraft, die den produzierten Waren mehr Wert verleihen, mehr als die Wiederherstellung ihrer Arbeitskraft die Arbeitgeber:innen kostet. Es folgt daraus also, dass sie nicht für den gesamten Umfang ihrer verausgabten Arbeitskraft entschädigt werden.

Die analytische Herleitung des Ausbeutungsbegriffs gibt einerseits Aufschluss darüber, wie Kapital überhaupt erst angehäuft (das heißt akkumuliert) werden kann; andererseits verdeutlicht er, dass es sich bei Lohnarbeitsverhältnissen immer um eine hierarchische, wechselseitig abhängige Beziehung von Ungleichheit und Herrschaft handelt. Ausbeutung stellt dabei einen Grundmechanismus kapitalistischer Klassenverhältnisse dar. Allerdings kann die konkrete Ausgestaltung von Ausbeutungsverhältnissen stark variieren. Einige Arbeitgeber:innen versuchen ihre Mitarbeiter:innen an das eigene Unternehmen zu binden oder Arbeitskämpfen vorzubeugen, indem sie zum Beispiel Betriebsfeiern veranstalten, vergleichsweise hohe Löhne zahlen oder flexible, auf die jeweilige familiäre Situation zugeschnittene Arbeitszeiten ermöglichen. Manche Unternehmer:innen begreifen sich selbst sogar als Philanthropen, wodurch sie sich nicht nur in der Verantwortung sehen, eine gute Arbeitsatmosphäre für ihre Mitarbeiter:innen zu schaffen, sondern sich auch in Form von Spenden oder Charity-Aktionen für das Gemeinwohl einsetzen. Ebenso kann eine starke gewerkschaftliche Interessensvertretung dazu beitragen, dass Beschäftigte bestimmter Branchen oder Betriebe gute Einkommens- und Arbeitsbedingungen genießen.

Die konkreten Arbeitsbedingungen sind entscheidend dafür, unter welchen Umständen Arbeiter:innen sich reproduzieren können. Eine bloße (diskursive) Ablehnung des Lohnarbeitsverhältnisses ist deshalb politisch gesehen nicht zielführend, da es kaum Spielräume bietet, Strategien mit Beschäftigten zu entwickeln, die perspektivisch auf die Überwindung von kapitalistischen Ausbeutungsverhältnissen zielen. Zudem verstehen sich Arbeiter:innen häufig nicht unmittelbar als ausgebeutet, aufgrund der rechtlichen Absicherung und der staatlichen Regulierung des Lohnarbeitsverhältnisses, der Entfremdung im Produktionsprozess sowie der ideologischen Rahmung dessen, was in kapitalistischen Gesellschaften unter Arbeit und

gesellschaftlicher Arbeitsteilung verstanden wird – das Primat der Lohnarbeit erscheint universell. Nun stellt sich aber die Frage, wie man von Ausbeutung zu Überausbeutung gelangt; und wieso braucht es überhaupt ein eigenes Verständnis von überausbeuterischen Arbeitsverhältnissen?

## **Überausbeutung als eigenständiges Phänomen**

Wenn man davon ausgeht, dass Arbeiter:innen unter „normalen“ Umständen mindestens den Lohn erhalten, den sie für die Reproduktion ihrer Arbeitskraft benötigen, und dass Arbeitsbedingungen so gestaltet sind, dass es nicht zu einem frühzeitigen Verschleiß der physischen und psychischen Kräfte der Arbeiter:innen kommt, dann muss in Überausbeutungsverhältnissen eine gewisse Lohnuntergrenze unterschritten und/oder die Arbeitskraft der Arbeiter:innen vorzeitig abgenutzt werden. Marx selbst hält fest, dass das „Nichtskosten“ der Arbeitskraft vor allem „eine Grenze im mathematischen Sinn“ darstellt; „stets unerreichbar, obgleich stets annäherbar. Es ist die beständige Tendenz des Kapitals, sie auf diesen nihilistischen Standpunkt herabzusetzen.“ (MEW 23: 626) Das Problem, das er dabei sieht, ist: Je stärker Arbeiter:innen ausgebeutet werden, desto schneller verlieren sie an Arbeitssubstanz (das heißt an Arbeitstauglichkeit), wodurch diese den Kapitalist:innen als Quelle von Wert verloren geht. Deshalb geht Marx davon aus, dass das Herabdrücken des Lohns unter das gesellschaftlich definierte Mindestniveau und die uferlose Intensivierung der Arbeit zwar faktisch vorkommen kann, eine systematische Überausbeutung von Arbeitskräften würde aber den Kapitalkreislauf als Ganzes gefährden. Aus diesem Grund würden „einfache“ Ausbeutungsverhältnisse weiterhin die Norm in kapitalistischen Gesellschaften darstellen.

In Anknüpfung an Marx lohnt sich allerdings der Blick in die Peripherien des globalen Kapitalismus sowie eine Reflexion über die Wirkweisen von zum Beispiel vergeschlechtlichten oder „rassifizierten“ Arbeitsverhältnissen, um nachvollziehen zu können, inwiefern Ausbeutungs- und Überausbeutungsverhältnisse zwei Seiten der gleichen Medaille darstellen.

## **Ausbeutungsverhältnisse global betrachtet**

Mitte der 1960er Jahre entstand in Lateinamerika eine Debatte (später bekannt als Dependenztheorie), die sich mit der abhängigen kapitalistischen Entwicklung der Länder des sogenannten Globalen Südens auseinandersetzt. Im Rahmen dieser Diskussion entwickelte der Theoretiker Ruy Mauro Marini in seinem Text „Dialektik der Abhängigkeit“ (1974) ein eigenes Verständnis davon, was Überausbeutungsverhältnisse kennzeichnet und aus welcher strukturellen Logik der kapitalistischen Produktionsweise heraus sie entstehen. Im Kern argumentiert er, dass die Abhängigkeitsverhältnisse, die sich im globalen Kapitalismus zwischen den frühindustrialisierten Kernindustriestaaten und den Staaten des Globalen Südens herausgebildet haben, bei Letzteren zur Entstehung einer spezifischen Form des Kapitalismus geführt hat, die er als abhängigen beziehungsweise peripheren Kapitalismus bezeichnet. Die Tendenz zur Überausbeutung von Arbeiter:innen in peripheren Produktionsprozessen ist dabei Ausdruck der ungleichen Entwicklungsdynamik kapitalistischer Gesellschaften und der steigenden Produktivität (zum Beispiel durch Rationalisierungs- und Technologisierungsprozesse) des Industriekapitalismus in den Zentrumsstaaten. Während die Produktivität in den westlichen Industriestaaten zwar stetig zunimmt, ist dies nicht gleichbedeutend mit einer Steigerung des Mehrwerts – denn, wie Marx darlegt, ist es allein die Verausgabung menschlicher Arbeitskraft, die Mehrwert im Produktionsprozess schafft. Während es also in den modernen Produktionsstätten des Globalen Nordens zu einer zunehmenden Substituierung von Arbeitskräften (lebendige Arbeit) durch Maschinen (tote Arbeit) kommt, steigt zwar unweigerlich die Produktivität, nicht aber zwingenderweise der Mehrwert, der den Treibstoff der Kapitalakkumulation darstellt. Auf lange Sicht betrachtet würde so die Profitrate tendenziell fallen, wodurch der Kapitalismus in eine Krise geraten würde. Um den Mehrwert global dennoch steigern zu können, blickt das Kapital gen Süden. Hier ist es durch einen vergleichsweise niedrigeren Technologieeinsatz in spezifischen Sektoren (zum Beispiel in der Landwirtschaft) bei einem gleichzeitig hohen Einsatz von

Arbeitskraft möglich, höhere Mehrwerte zu erzielen, indem die Arbeitskraft der lohnabhängigen Bevölkerung in peripheren Zonen des globalen Kapitalismus systematisch überausbeutet wird. Hier ist es also andersherum: Die Produktivität bleibt relativ gering, während die Ausbeutung der Arbeitskraft und dadurch die Erzeugung von Mehrwerten hoch bleibt beziehungsweise durch die Überausbeutung von Arbeit gesteigert werden kann. Der Weltmarkt, Investitionsregime und nicht zuletzt die ungleiche internationale Ordnung verteilt die so erzeugten Mehrwerte von Süden nach Norden um, indem sich die großen Kapitale des Nordens dadurch weiterhin bei steigenden Profitraten verwerthen können.

Vor einigen Jahren erneuerte der US-amerikanische Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler John Smith die These Marinis, indem er Überausbeutung im Kontext von Dynamiken der Produktionsverlagerung in die Peripherien, der Umstrukturierung globaler Wertschöpfungsketten und der krisenhaften Reproduktion des Kapitals als Ausdruck eines neuen (sub-)imperialistischen Schubs alter und neuer Industriemächte analysiert. Gerade Länder mit laxen Arbeitsrechten, einem ausgedehnten informellen Sektor, schwachen Gewerkschaften, segmentierten Arbeitsmärkten und niedrigen Lebenshaltungskosten stellen dabei eine regelrechte Überausbeutungs- oase dar. Doch was bedeutet das konkret für die betroffenen Segmente der Arbeiter:innenklasse?

## **Überausbeutung von der Theorie zur Praxis**

Wie sich in meiner eigenen Forschung gezeigt hat, äußern sich überausbeuterische Arbeitsverhältnisse mitunter in Hungerlöhnen oder Arbeitszwang, in gesundheitsgefährdenden Arbeitsbedingungen, exzessiven Überstunden, der Abwertung von Arbeitsvermögen und der ideologisch-kulturell vermittelten Herabsetzung des Mindestumfangs an notwendigen Reproduktionsmitteln. Die Verrichtung von Lohnarbeit ist in diesem Fall nicht mehr reproduktionssichernd oder wird sogar reproduktionsgefährdend. Kann das Kapital zum Beispiel auf eine große Reservearmee an Arbeiter:innen zurückgreifen, die über keine oder unzureichende alternative Einkommensmöglichkeiten verfügen, um sie in Bereichen mit niedrigen Qualifizierungsanforderungen einzusetzen, stellt der vorzeitige Verschleiß von Arbeitskraft lediglich ein geringfügiges Problem dar. Sterben Arbeiter:innen bei der Arbeit oder streiken sie, werden sie meist rasch ersetzt. Die während der Covid-19-Pandemie auf einem niedersächsischen Spargelhof verhangene sogenannte Arbeitsquarantäne versinnbildlicht diese Praxis eindrücklich: Infolge eines Corona-Ausbruchs ordnete das Unternehmen Thiermann im April 2021 für rund 1.000 vorwiegend osteuropäische Beschäftigte an, sich häuslich abzusondern „mit Ausnahme der Wahrnehmung der beruflichen Tätigkeit“ (Nöggerath 2021). In einem Sektor, der bereits seit Jahrzehnten dafür bekannt ist, extrem niedrige Löhne zu zahlen, Beschäftigte bis an den Rand ihrer körperlichen Kräfte zu bringen und in beengten Behausungen unterzubringen, wurde es somit während der Hochphase einer globalen Pandemie in Kauf genommen, dass Arbeiter:innen sich zum Teil ohne ausreichend Schutzmaßnahmen unter Umständen mit einer für sie potenziell tödlichen Krankheit infizieren. Die nächsten Busse aus Rumänien und Polen waren schnell wieder vollbesetzt. Verschärft stellte sich die Situation auch für Teile der migrantischen Palmölarbeiter:innen in Indonesien und Malaysia dar. Mit Ausbruch der Pandemie riegelten einige Arbeitgeber:innen ihre Plantagen von der Außenwelt ab. Ohne Möglichkeit, das Areal zu verlassen, das gleichzeitig Wohnort für migrantische Arbeiter:innen ist, um medizinische Hilfe aufzusuchen oder Lebensmittel zu erwerben, überließ man hunderte Arbeiter:innen sich selbst.

Doch wie können überausgebeute Arbeiter:innen ihre Arbeitskraft dennoch reproduzieren? Wie sich in einigen Studien gezeigt hat, reproduzieren sich überausgebeutete Arbeiter:innen zum Beispiel, indem sie zusätzlich zu ihrem Lohnarbeitsverhältnis Tauschhandel betreiben, eine kleine Subsistenzwirtschaft pflegen, Schulden aufnehmen, einer zusätzlichen informellen Tätigkeit nachgehen oder sie in ihrem Haushaltszusammenhang alle Ressourcen bündeln, um sie an die jeweiligen Haushaltsmitglieder umzuverteilen. Soziale Beziehungen und informelle Netzwerke sind hierfür elementar. Diese Reproduktions- beziehungsweise Überlebensstrategien führen

allerdings ungewollt dazu, dass sich überausbeuterische Lohnarbeitsverhältnisse in spezifischen Regionen, Sektoren oder sozialen Gruppen verstetigen können.

## **Wenn Arbeiter:innen nicht gleich Arbeiter:innen sind**

Die Überausbeutung von Arbeitskraft besitzt neben der strukturellen auch eine politisch-institutionelle und ideologische Dimension. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich nämlich, dass einige soziale Gruppen im Vergleich zu anderen überproportional häufiger von Überausbeutung betroffen sind. Um Überausbeutungsverhältnissen gesellschaftlich den Anschein einer gewissen Legitimität zu verleihen, wird zum Beispiel das Arbeitsvermögen bestimmter Segmente der Arbeiter:innenklasse sozial abgewertet – allen voran jenes von Frauen und Arbeitsmigrant:innen, selbst jene, die in ihrem Herkunftsland ein Hochschulstudium absolviert haben, finden sich in Deutschland auf einmal im Niedriglohnsegment wieder. Damit geht die Vorstellung einher, dass das deutsche System den (Aus-)Bildungssystemen anderer Staaten in weiten Teilen überlegen ist. Bestimmte Gruppen migrantischer Arbeiter:innen werden daraufhin immer wieder aufs Neue Bewährungsproben ausgesetzt. Zudem gilt es, die Essenz einer vermeintlich hochgradig leistungsfähigen deutschen Arbeitskultur und -moral zu verinnerlichen, die als eine tragende Säule der deutschen Wirtschaft imaginiert wird. In Katar werden Arbeitsmigrant:innen häufig mit Arbeitszwang und gefährlichen Arbeitsbedingungen konfrontiert, wie nicht zuletzt die Fußball-WM der Männer 2022 der Welt schmerzlichst vor Augen hielt. Hier sind die Arbeiter:innen einzig und allein Träger:innen von Arbeitskraft.

Da sich Frauen angeblich besonders gut für emotionale und fürsorgliche Tätigkeiten eignen, ist der Pflegeberuf weltweit weiblich dominiert. Nicht Löhne seien hier entscheidend, sondern das gute Gefühl, anderen Menschen helfen zu können – dass sich die Pflegearbeiter:innen dennoch reproduzieren müssen, dass sie für ihre Rente vorsorgen oder dass sie genug Erholung brauchen, um ihre Tätigkeit konzentriert ausführen zu können, wird dabei ausgeblendet. Während der Pandemie noch als Heldinnen beklatscht, schlug sich die kurzzeitige gesellschaftliche Anerkennung in fast ganz Europa weder in einer substanziellen Lohnerhöhung noch in einem verbesserten Personalschlüssel nieder.

Über Gesetze und gezielte politische Maßnahmen werden derlei ideologische Rechtfertigungssysteme institutionell abgesichert. Die ideologischen Konstruktionen und ihre politisch-institutionelle Verankerung bilden die Grundlage, auf der sich überausbeuterische Arbeitsverhältnisse potenziell herausbilden und gesellschaftlich verstetigen können. So wichtig der Blick auf Ideologie und Institutionalisierung überausbeuterischer Verhältnisse ist, bleibt dabei die Frage oftmals außen vor, ob und wie Arbeiter:innen sich gegen die Überausbeutung ihrer Arbeitskraft wehren können.

## **(Un-)Sichtbare Kämpfe in der Produktions- und Reproduktionssphäre**

Ein wesentliches Problem von Überausbeutungsverhältnissen äußert sich für die betroffenen Segmente der Arbeiter:innenklasse darin, dass ihre Interessen und Kämpfe meistens im Verborgenen liegen. Eine kollektive Organisation überausgebeuteter Arbeiter:innen durch Gewerkschaften ist oftmals schwierig zu bewerkstelligen. In Sektoren, die von besonders vulnerablen und fragmentierten lohnabhängigen Gruppen dominiert werden, haben es Interessensvertreter:innen häufig schwer, sich Zugang zu den Betrieben zu verschaffen. Bisweilen fühlten sich Gewerkschaften auch für diese Gruppe von Arbeiter:innen nicht zuständig. Auf Seiten der Arbeiter:innen können Sprachbarrieren, eine fehlende Erfahrung im Umgang mit Gewerkschaften oder soziale Distanz, die einen Austausch zwischen den Beschäftigten untereinander erschwert, Organisationsprozesse behindern. Von Unternehmensseite sind es Praxen des sogenannten Union Busting (das heißt die Unterdrückung beziehungsweise Zerschlagung der Arbeitnehmer:innenvertretung) oder eine Personalpolitik, die nach dem Hire-

and-Fire-Prinzip funktioniert, die den kollektiven Widerstand gegen überausbeuterische Arbeitsverhältnisse erschweren. Gerade mit Blick auf die Überausbeutung migrantischer Arbeitskräfte zeichnet sich eine besonders hohe Hürde für die Organisation der Beschäftigten ab: Weil die Aufenthaltsgenehmigung für „gering-qualifizierte“ Migrant:innen in den meisten Staaten unmittelbar an das Beschäftigungsverhältnis gebunden ist, wodurch ein Konflikt mit Vorgesetzten nicht nur die Gefahr des Jobverlusts nach sich zieht, sondern auch das Bleiberecht gefährdet, schrecken viele Arbeiter:innen vor betrieblichen Auseinandersetzungen zurück. Diese Phänomene lassen sich auch in „regulären“ Ausbeutungsverhältnissen konstatieren, jedoch deutlich seltener.

Ohne Interessensvertretung oder einer militanten Selbstorganisation wird es schwer, gegen Überausbeutungsverhältnisse vorzugehen. Ist der Kampf also verloren, bevor er begonnen hat? In diesem Fall kann die Antwort nur nein lauten, auch wenn man sich keine Illusionen machen sollte hinsichtlich der damit verbundenen Herausforderungen.

## **Hin zu einer kollektiven Organisation überausgebeuteter Arbeiter:innen**

Um über die Möglichkeit einer Organisation überausgebeuteter Arbeiter:innen diskutieren zu können, erscheint es zunächst sinnvoll, die Beziehung zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre genauer zu betrachten. In seinem Buch „Social Reproduction Theory and the Socialist Horizon. Work, Power and Political Strategy“ (2020) argumentiert Aaron Jaffe, dass die Emanzipation der Arbeiter:innenklasse nicht umhin kommt, sich auch von der Art und Weise zu emanzipieren, wie spezifische Zwänge der Arbeitskraft geformt und erfahren werden. Diese Zwänge können mitunter aus der dargelegten gesellschaftlichen Abwertung von Arbeitsvermögen bestimmter Gruppen resultieren. So ermöglicht eine vergeschlechtlichte Arbeitsteilung zum Beispiel einerseits die Schlechterbezahlung weiblicher Beschäftigter. Andererseits kann sie fragmentierend auf die gesamte Arbeiter:innenklasse wirken, wodurch einem kollektiven Widerstand gegen die Ausbeutung von Arbeit die Grundlage entzogen wird. Zwar führt die Aufhebung kapitalistischer Klassenverhältnisse nicht automatisch zu einer Überwindung von zum Beispiel Rassismus oder Sexismus. Grundlegend dafür, dass die Kapitaleseite nicht mehr aktiv von der selektiven Abwertung von Arbeitsvermögen und der Spaltung der Arbeiter:innenklasse profitieren kann, bleibt aber dennoch der Kampf gegen die vorherrschende klassenspezifische Ungleichheit.

Übertragen auf den Kampf gegen Überausbeutung bedeutet dies, dass nicht nur die Bedingungen in der Produktionssphäre im Fokus von kollektiven Organisationsversuchen stehen sollten, sondern auch die gesellschaftlichen und politisch-institutionellen Rahmenbedingungen der Reproduktion. Die Interessen überausgebeuteter Erntehelfer:innen in Südeuropa beschränken sich häufig nicht allein auf höhere Löhne und mehr Freizeit, ebenso können Forderungen nach mehr politischen Rechten, besseren Wohnverhältnissen oder einer unbefristeten Aufenthaltsgenehmigung Bestandteil geteilter Interessenslagen sein. Diese Forderungen berühren sowohl die Bedingungen in der Produktions- als auch Reproduktionssphäre. Für eine politische Praxis bedeutet dies, die Gesamtheit der Bedingungen, unter denen sich überausgebeutete Arbeitskräfte reproduzieren, in den Blick zu nehmen und davon abgeleitete Interessen zutage zu fördern, um sie als Ausgangspunkt für kollektive Organisationsprozesse zu nehmen.

Hierfür bedarf es auch einer Verbindung von „klassischeren“ und „unkonventionellen“ Methoden der Organisation entlang von Konflikten um die Aneignung des gesellschaftlichen Mehrprodukts. Beziehen Interessensvertreter:innen die häufig unsichtbaren alltäglichen Widerstandspraxen subalternen Arbeitskräfte in ihre Arbeit mit ein und nutzen sie die informellen sozialen Netzwerke der Arbeiter:innen, kann dies ein Handlungsfeld zum Aufbau kollektiver Gegenmacht eröffnen. Organisationsbestrebungen müssen dabei generell darauf abzielen, eine solidarisierende Wirkung zwischen den verschiedenen Segmenten und Fraktionen der Arbeiter:innenklasse zu erzeugen. Auch hier zeigt sich, wie wichtig es ist, sich mit dem Zusammenhang von Ausbeutungs- und

Überausbeutungsverhältnissen analytisch auseinanderzusetzen. Denn ein primär moralisches Verständnis von Überausbeutung birgt die Gefahr, den historisch-spezifischen Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit fälschlicherweise auf das Verhältnis von Ausgebeuteten und Überausgebeuteten zu übertragen. Denn es sind nicht die Fachkräfte, die bei VW zu guten Löhnen und Arbeitsbedingungen für die Überausbeutung von Landarbeiter:innen in Lateinamerika oder anderen Weltregionen verantwortlich sind.

Neben der Forderung gleicher Lohn für gleiche Arbeit, muss es zudem um mehr Mit- und Selbstbestimmung im Betrieb und darüber hinaus gehen. Das kann mit Blick auf Überausbeutungsverhältnisse je nach politischem Kontext auch bedeuten, die Abschaffung von Leiharbeit und Werkverträgen, die Verhinderung von Produktionsauslagerungen, die Aufwertung von vermeintlich geringqualifizierter Arbeit, ein radikales Vorgehen gegen Union Busting, ein allgemeingültiges Recht auf eine Gewerkschaftsmitgliedschaft und eine Stärkung der Repräsentation von vulnerablen Arbeitssegmenten im Betriebsrat zu fordern. Letztlich wäre auch zu diskutieren, inwiefern Kämpfe, die sich sowohl auf die Produktions- als auch auf Reproduktionsebene sowie gegen die rechtliche Konstruktion spezifischer Arbeitsverhältnisse richten, nicht sogar einen politischen Streik erfordern.

## **Hin zu einer marxistischen Begriffs(weiter-)entwicklung**

Resümierend lässt sich festhalten, dass Überausbeutungsverhältnisse nicht nur eine reale Möglichkeit oder Tendenz in der allgemeinen Bewegung des Kapitals darstellt, sondern eine strukturell begründbare und empirisch beobachtbare Tatsache. Dass der Kapitalismus Überausbeutungsverhältnisse zwingend hervorbringen muss, ist zwar zu bezweifeln, jedoch stellen sie bis in die Gegenwart einen mächtigen Hebel zur Durchsetzung der Kapitalakkumulation dar. Als Resultat der globalen Arbeits(ungleichver-)teilung, der Notwendigkeit importierte Lebensmittel und/oder Konsumgüter künstlich zu verbilligen oder die Marktmacht von Unternehmen abzusichern – überall hier kann die (gewaltsame) Herabsetzung von Löhnen unter ein gewisses Mindestniveau und die grenzenlose Auspressung von Arbeitskraft Mittel zum Zweck werden.

Während jede dritte Frau, die in der Bundesrepublik 40 Jahre in Vollzeit gearbeitet hat, im Alter nicht genug zum Leben haben wird, legte die Osterweiterung Europas den Grundstein für die systematische Schlechterbezahlung und -behandlung osteuropäischer Beschäftigter – wie sich diese Situation zukünftig im Hinblick auf die Eingliederung ukrainischer Geflüchteter entwickeln wird, lässt sich dabei nur erahnen. In Argentinien erreicht die Inflation gerade ein Ausmaß, das die mittleren Einkommensklassen rasant zusammenschmelzen lässt. Immer mehr Arbeiter:innen müssen ihren Lebensmittelkonsum einschränken. Auch in Deutschland frißt die Inflation in weiten Teilen der Bevölkerung über Jahre hinweg hart erarbeitete Ersparnisse auf, die nun fürs Heizen und die Stromversorgung aufgewendet werden müssen. Auch wenn hier (noch) nicht von überausbeuterischen Arbeitsverhältnissen gesprochen werden kann, muss doch festgestellt werden, dass weite Teile der lohnabhängigen Bevölkerung in beiden Staaten immer weiter in ihrer Reproduktion eingeschränkt werden, während große Unternehmen immense Gewinne verzeichnen. Es bleibt daher abzuwarten, ob die überausbeuterischen Arbeitsverhältnisse der Peripherie auch in den westlichen Kernindustrielländern immer mehr zur Verallgemeinerung drängen, wie ein Teilstrang in der marxistischen Debatte bereits in den 1970er Jahren argumentierte.

## **Literatur**

Jaffe, Aaron (2020): Social Reproduction Theory and the Socialist Horizon. Work, Power and Political Strategy. London, Pluto Press.

Marini, Ruy Mauro (1974): Dialektik der Abhängigkeit. In: Senghaas, Dieter (Hg.): Peripherer Kapitalismus. Analysen über Abhängigkeit und Unterentwicklung. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, S. 98-136.

Nöggerath, Esther (2021): 1000 Mitarbeiter von Spargelanbauer in Kirchdorf in Quarantäne. Weserkurier, 30.04.2021. Online einsehbar [hier](#).

\*\*

Janina Puder ist studierte Soziologin. Sie hat lange Zeit in Jena gearbeitet und ist seit 2022 an der Universität Duisburg-Essen beschäftigt. Wissenschaftlich wie politisch setzt sie sich unter anderem mit Fragen der Ausbeutung von Arbeit, Arbeitsmigration, Politischer Ökonomie, Kapitalismuskritik, Klassentheorie und sozial-ökologischen Transformationsprozessen auseinander. Im Rahmen ihrer Dissertation hat sie zur Überausbeutung migrantischer Palmölarbeiter:innen in Südostasien geforscht.

**Zitathinweis:** Janina Puder: Grenzenlose Auspressung von Arbeitskraft. Erschienen in: Ausbeutung. 67/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1808>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Die Chimäre der Sozialpartnerschaft



**Karl Marx / Friedrich Engels**

MEW Band 23. Das Kapital

Erster Band: Der Produktionsprozess des Kapitals

*Seit Urzeiten beruhen Klassengesellschaften auf Ausbeutung. Aber erst der Kapitalismus hat es geschafft, sie uns als Freiheit zu verkaufen.*

Rezensiert von [Christian Frings](#)

Obwohl im Buchhandel noch lieferbar, ist der Wälzer etwas in Vergessenheit geraten. Wegen der schmucken Goldprägung des Titels auf tiefem Blau zierte er zwar noch manchen Bücherschrank, aber seine Lektüre ist eine Zumutung. Sein veralteter Stil und die ausufernden Abschweifungen könnten dringend eine redaktionelle Überarbeitung vertragen. Zudem trägt er einen etwas sperrigen Titel, der nach einem verstaubten BWL-Lehrbuch für das Grundstudium klingt: „Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band, Buch I, Der Produktionsprozess des Kapitals“. Sein Autor, ein gewisser Herr Marx, findet eigentlich nur noch in der Aufklärungsliteratur über Verschwörungstheorien Erwähnung. Seine bizarre Vorstellung, selbst bei einem tarifvertraglich geregelten und sozialversicherten Beschäftigungsverhältnis würde es sich um „Ausbeutung“ handeln, ist von der seriösen wirtschaftswissenschaftlichen Forschung längst widerlegt worden. Verdienstvollen Unternehmungen, die uns mit Lebensmitteln und all den anderen schönen Dingen des Lebens versorgen, pauschal zu unterstellen, sie würden ihre wertvollen Mitarbeiter:innen ausbeuten, grenzt an Rufmord.

## Der gerechte Lohn

Sicherlich gibt es auch in unserer Gesellschaft noch Ausbeutung. Aber sie ist unmoralisch und gesetzeswidrig. Das stellt unser Bürgerliches Gesetzbuch (BGB) in Paragraph 138 ganz eindeutig fest: „Ein Rechtsgeschäft, das gegen die guten Sitten verstößt, ist nichtig.“ Und im zweiten Absatz heißt es präzisierend: „Nichtig ist insbesondere ein Rechtsgeschäft, durch das jemand unter Ausbeutung der Zwangslage, der Unerfahrenheit, des Mangels an Urteilsvermögen oder der erheblichen Willensschwäche eines anderen sich oder einem Dritten für eine Leistung Vermögensvorteile versprechen oder gewähren lässt, die in einem auffälligen Missverhältnis zu der Leistung stehen.“ Es müssen also zwei Komponenten vorliegen, damit wir von Ausbeutung sprechen können: eine Zwangslage und ein Verstoß gegen das Äquivalenzprinzip des Tauschs, auf dem unsere Vorstellungen von Gerechtigkeit ganz wesentlich beruhen. Das formuliert schon das römische Recht: *Do ut des*, ich gebe damit du gibst, und zwar beide in gleichem Maße. Im Fall eines Beschäftigungsverhältnisses gebe ich Arbeit und du gibst mir dafür einen Lohn. Dass beides in keinem Missverhältnis steht, ist eine Frage der guten Sitten. Das Bundesarbeitsgericht hat dafür eine simple Faustformel festgelegt: Ein Lohn ist sittenwidrig, wenn er weniger als zwei Drittel des orts- und branchenüblichen Tariflohns beträgt. Das ist praktisch, aber zugleich das Eingeständnis, dass das Gericht keine Ahnung hat oder sich gar nicht dafür interessiert, was da eigentlich getauscht wird. Woran soll ich erkennen, dass Lohn und Leistung im richtigen Verhältnis zueinander stehen. Am Üblichen?

## Schon die Kategorie des Lohns ist eine Mystifikation



Wenn sich gar nicht bestimmen lässt, wie Leistung und Lohn in ein Äquivalenzverhältnis gesetzt werden können, wie kann dann überhaupt die Rede von Lohngerechtigkeit sein? An dieser Frage setzt die Kritik von Marx an. Der Lohn sei nur eine „Erscheinungsform, die das wirkliche Verhältnis unsichtbar macht und grade sein Gegenteil zeigt“, schreibt er im hinteren Teil des Buchs; und spitzt die politische Bedeutung dieser Vernebelung der Verhältnisse noch zu: Auf dieser doch ganz harmlos wirkenden Kategorie des Lohns „beruhen alle Rechtsvorstellungen des Arbeiters wie des Kapitalisten, alle Mystifikationen der kapitalistischen Produktionsweise, alle ihre Freiheitsillusionen“ (S. 562). Wie schafft es die Kategorie des Lohns, uns Freiheit vorzugaukeln, obwohl seiner Ansicht nach doch alle Lohnarbeit ihrem Wesen nach Zwangsarbeit und Ausbeutung ist?

Ganz spontan und intuitiv denken wir bei „Lohn“ an die Bezahlung von Arbeit. Auch die ganze Art der Bezahlung spricht dafür. Entweder bekomme ich einen Stundenlohn oder einen Stücklohn, ich tausche also ein bestimmtes Arbeitsvolumen, gemessen durch die Zeit oder die hergestellte Stückzahl, gegen einen bestimmten Geldbetrag. Betuppt mich die Firma und zahlt mir für eine 40-Stunden-Woche nur 30 Stunden an Lohn, so werde ich das sofort reklamieren – und damit zugleich die Illusion bekräftigen, dass der Lohn die Bezahlung von Arbeit ist. Was bleibt mir sonst auch übrig?

## Was ist überhaupt Kapital?

Aber was meint der Autor mit dem „wirklichen Verhältnis“, dass durch die Form des Lohns nicht nur unsichtbar gemacht, sondern auch noch in sein Gegenteil verkehrt wird? Im 4. Kapitel geht Marx von einer simplen Überlegung aus: Wir sprechen von Kapital, wenn eine Geldsumme investiert wird, um nach einer bestimmten Zeit mehr Geld zurückzubekommen. Dinge werden gekauft, aus ihnen wird etwas Neues gemacht, das dann wieder verkauft wird. Geld gegen Waren, Waren gegen mehr Geld. Zum Leidwesen seines Freundes Friedrich Engels wollte Marx unbedingt modern erscheinen und packte seine Überlegungen in die auch in der Mathematik erst jüngst eingeführte Formelsprache:  $G-W-G'$ . Auf viele Leser:innen dürfte diese Formelhuberei abschreckend wirken, aber vergessen wir sie einmal und kommen zum Problem zurück. Wo kommt das Mehr an Geld her? Geld ist Zeit, oder wie Benjamin Franklin schon 1784 geschrieben hatte: „Zeit ist Geld“ – gemeint war Arbeitszeit. Wenn mehr Geld zurückkommen soll, muss mehr gearbeitet worden sein, als die in dem vorgeschossenen Geld enthaltene Arbeit. Gleichzeitig muss alles mit rechten Dingen zugehen, wenn so etwas wie Kapital einer ganzen Gesellschaft ihren Stempel aufdrücken soll. Bei dem Ein- und Verkauf von Waren müssen mehr oder weniger gleiche Volumen von Arbeit in Form von Waren und Geld getauscht worden sein. Das Mehr an Geld kann gesamtgesellschaftlich nicht aus ständiger Übervorteilung stammen, also nicht aus der Zirkulation, dem Kaufen und Verkaufen. Es sei denn – es gäbe eine Ware, deren Gebrauchswert darin besteht, mehr Arbeit zu liefern, als sie gekostet hat. Das kann aber nicht die Arbeit selbst sein.

Wenn Firmen Löhne bezahlen, dann kaufen sie keine Arbeit, schlussfolgert Marx, sondern sie finanzieren nur die Existenz von lebendigen Menschen, die arbeiten können oder könnten. Diese im Menschen angelegte pure Möglichkeit zu arbeiten, nennt er Arbeitskraft oder Arbeitsvermögen. Das ist es, was im Lohnvertrag zur Ware wird. Grob gesprochen, sie füttern uns durch, damit wir für sie arbeiten können. Es liegt nicht an einem „Mangel an Urteilsvermögen oder der erheblichen Willensschwäche“ (BGB), dass sich die Mehrheit der Menschen in einer kapitalistischen Gesellschaft auf diesen Deal einlässt, sondern weil ihnen schlicht die Mittel dazu fehlen, sich selbst zu ernähren. Wie es historisch dazu kommen konnte, beleuchtet der Autor in einer historischen Skizze am Ende des Buchs. Aber so wie die Dinge stehen, sind wir nun durch einen „stummen Zwang“ (S. 765) der Verhältnisse ganz ohne persönlichen Zwang wie in Sklaverei und Leibeigenschaft dazu verdammt, unsere Arbeitskraft freiwillig zu verkaufen – eben diese blöde „Zwangslage“, von der in Paragraph 138 BGB die Rede war.

Dass wir dann tatsächlich mehr arbeiten, als unser Unterhalt sie kostet, steht auf einem ganz

anderen Blatt. Diesem Transformationsproblem, der Umwandlung von Arbeitskraft in wirkliche Arbeit, widmet Marx den größten Teil seines Buchs. Dazu bedarf es einer ausgefeilten Arbeitsorganisation, einer Hierarchisierung der Arbeitskräfte entlang von sogenannten Qualifikationen, sexistischen, rassistischen und altersmäßigen Spaltungslinien und einer übermächtig wirkenden Maschinerie, der wir untergeordnet werden.

Der eigentliche Clou dieser Art, Ausbeutung und damit die Möglichkeit von Kapital zu erklären, besteht in dem, was er als den „relativen Mehrwert“ bezeichnet. Das Mehr an Arbeit, das für das Mehr an Geld in dem Prozess G–W–G‘ erforderlich ist, kann nicht nur durch eine maßlose Verlängerung des Arbeitstags erreicht werden. Wenn es im Grunde bloß um das Durchfüttern von Arbeitskraft geht, können durch immer mehr Maschinen und eine immer höhere Produktivität der Arbeit und zerstörerische Ausbeutung der Natur auch die Kosten des Durchfütterns gesenkt werden. Ich kann mehr für andere arbeiten, weil ich weniger für mich, für meine Lebenshaltungskosten, arbeiten muss. Und voilà, Ausbeutung ist kein Nullsummenspiel mehr. Zum Durchfüttern können sogar noch ein Kühlschrank, ein Smartphone und eine Urlaubsreise dazukommen und es bleibt immer noch ein Mehr an Arbeit übrig, das zum Profit meiner Firma wird. Eine typische Win-win-Situation.

## **Die Lohnform als Kern der Sozialpartnerschaft**

Wenn dieses „wirkliche Verhältnis“ nun in die Form des Lohns, also der Bezahlung von Arbeit, statt von Arbeitskraft, gekleidet wird, ist klar, warum die Erscheinungsform eine Verkehrung darstellt. An die Stelle der Aneignung von fremder Mehrarbeit „tritt der falsche Schein eines Assoziationsverhältnisses, worin Arbeiter und Kapitalist das Produkt nach dem Verhältnis seiner verschiedenen Bildungsfaktoren teilen“ (S. 555). Zur Zeit von Marx gab es weder Tarifverträge noch irgendeine sozialstaatliche Absicherung und daher auch noch nicht den Begriff der Sozialpartnerschaft, die für den DGB die große Errungenschaft des Stinnes-Legien-Abkommen vom November 1918 war, mit dem in dieser revolutionären Situation Schlimmeres für die Zukunft des Kapitalismus verhindert werden konnte. Aber es ist beeindruckend, wie vorausschauend Marx in seiner peniblen und rein logischen Dekonstruktion der simplen Kategorie des Lohns diese Selbstimmunisierung des Kapitalismus gegen eine radikale Kritik der Ausbeutung hat kommen sehen.

Eigentlich geht es im ganzen Buch nicht um „Ökonomie“, sondern um Religionskritik. Nicht die Religion irgendeiner Kirche, einen Glauben an Gott, sondern um unsere Alltagsreligion, was wir so alltäglich glauben, obwohl es wissenschaftlich betrachtet Unsinn ist. Natürlich bemüht sich der Autor zunächst um den Nachweis, dass es Unsinn ist, was wir da so alltäglich glauben. Aber die eigentliche Pointe seiner Argumentation ist eine andere. Nämlich warum wir mit einer gewissen Zwangsläufigkeit an all diese Mysterien und Gespenster glauben und ihnen gehorchen und aus dieser Geisterbahn der täglichen Vergeudung unseres Lebens im Arbeitstrott gar nicht so leicht ausbrechen können. Es geht um die hartnäckigen „objektiven Gedankenformen“ (S. 90), die uns der Kapitalismus anbietet, damit wir uns die Verhältnisse mit gerechten Tariflöhnen und dem morgendlichen Fairtrade-Kaffee immer wieder schönreden können, statt auf die Barrikaden zu gehen. Vieles an dieser erstmals 1867 veröffentlichten Schrift ist veraltet und die Beispiele stammen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aber solange unser Alltag immer noch von solchen Konstrukten wie Ware, Geld, Kapital oder Lohn beherrscht wird, scheint sie uns noch einiges zu sagen zu haben.

Karl Marx / Friedrich Engels 2013:

MEW Band 23. Das Kapital. Erster Band: Der Produktionsprozess des Kapitals. 24. Auflage.

Karl Dietz Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-320-00225-1.

955 Seiten. 24,90 Euro.

**Zitathinweis:** Christian Frings: Die Chimäre der Sozialpartnerschaft. Erschienen in: Ausbeutung. 67/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1818>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Berichte eines modernen Fabrikarbeiters



**Joseph Ponthus**  
Am laufenden Band  
Aufzeichnungen aus der Fabrik

*Der lyrische Roman ermöglicht neue Blicke auf die Lohnarbeit und setzt dem monotonen Arbeitsrhythmus der Fabrik ein poetisches Versmaß entgegen.*

Rezensiert von [Thore Freitag](#)

Die Arbeit war für ihn die Hölle. An seinen zahlreichen Einsatzorten in der französischen Lebensmittelindustrie umgab Joseph Ponthus stets eine Mischung aus Kälte, Lärm, Gestank und Kadaver, dazu das ständige, ermüdende Wechseln zwischen Früh- und Nachtschicht. In einem flexibilisierten Arbeitsverhältnis fristete Ponthus über mehrere Jahre das Dasein als Angestellter einer Zeitarbeitsfirma. Die Arbeit erhielt er von Tag zu Tag; lebte von der Hand in den Mund. Das Schicksal von vielen prekär beschäftigten Zeitarbeiter\*innen, nicht nur in der Fisch- und Fleischindustrie.

## Schwer zu verdauen

Man folgt dem Autor und Arbeiter Ponthus bei seinen Handgriffen an den Fabrikbändern, die mit Meerestieren übersät sind, und man fühlt den Schmerz in seinen Knochen beim Herum- und Fortschieben unzähliger Tonnen Schlachtvieh. Die grausame und zermürbende Realität der spätkapitalistischen Lebensmittelindustrie löscht hier den letzten Funken von Fabrikromantik. Trotzdem entfaltet der Roman, niedergeschrieben in Versform, Sogwirkung. Für kurze Zeit erscheint die Poesie in „Am laufenden Band“ so flüssig und nahtlos – bis man spürt, dass man all die toten Tiere, Innereien und Schlachtabfälle inmitten der kalten Fabrikszenarie nur schwer sacken lassen kann. Dazu gesellen sich die vielen untoten Fabrikarbeiter\*innen – einer von ihnen Joseph Ponthus – und die Schlachtfabrikbesitzer, die nur selten Wohlwollen und Wärme zeigen. Die grausam schönen Beschreibungen der Fabrikarbeit bringen –, angetrieben von einem teils stakkatoartigen Rhythmus der Verse – bei der Lektüre schließlich doch ins Stolpern. Man möchte das Buch angesichts all der Gewalt und Eintönigkeit fast weglegen, wenn es Ponthus nicht genauso gelungen wäre, dem harten Fabrikalltag auch Zuversicht und Solidarität abzurufen. So schreibt Ponthus: „Singen ist der schönste Zeitvertreib/ Und hilft durchzuhalten/ An was anderes zu denken/ An vergessene Strophen/ Einen Lichtblick zu haben“ (S. 170).

Oft steht Ponthus am Fließband neben der Musik auch die Literatur zur Seite. Viele seiner Berichte enthalten literarische Reminiszenzen an das frühere Leben als Literaturstudent und weisen ihn als gebildeten Sozialisten aus. Er denkt an Apollinaire, an Marx und an Spinoza und rettet sich mit ihrer Hilfe auch aus der Tristesse der Arbeit. Französische Volkslieder und Radiohits werden in den Fabrikhallen der Fleisch- und Fischverarbeitung zu neuen Liedern des französischen Proletariats. Sie bekämpfen die Langeweile, die Einsamkeit und das Leid bei der Arbeit. Dass sich ganz bald und fundamental etwas an den Arbeitsverhältnissen in diesem Industriezweig ändern wird, kann man beim Lesen der Berichte von Ponthus aber nicht glauben – zumindest nicht für die Zeitarbeiter\*innen. Bei Streiks stehen sie aufgrund ihrer allzu unsicheren Anstellung außen vor und mindern für die Kapitalist\*innen sogar noch den Verlust. Dennoch lassen sich im Roman,

wenn die Arbeiter\*innen aller Angestelltenverhältnisse für einen Augenblick zusammenstehen, auch ein Gemeinschaftssinn oder sogar eine Geschlossenheit der Arbeiter\*innen spüren. Es sind nicht nur die Gleichgültigkeit und Sachverhältnisse, die die Beziehungen der Arbeiter\*innen untereinander prägen.

## Der Klub der toten Arbeiterdichter

Für gewöhnlich schrieb Ponthus nach Feierabend – mitunter bis tief in die Nacht – seine Erinnerungen, Eindrücke und Gedanken nieder; genauer gesagt diejenigen, die ihm nach einem langen Arbeitstag noch geblieben sind: »Ich hab so viel in meinem Kopf geschrieben und vergessen/ Perfekte Sätze die meine Arbeit beschrieben haben und gewesen sind« (S. 229). Ponthus nahm, wie viele seiner Kolleg\*innen, die Arbeit und die Fabrik mit in den Feierabend, wenn auch auf andere Weise. Denn ihm gelang es, seine Erfahrungen ästhetisch zu verarbeiten. Ein unglaublicher Kraftakt, für den ihn auch noch der Wecker am nächsten Morgen abstrafte; wenn es eigentlich selbst noch Nacht ist.

„Am laufenden Band“ changiert zwischen außerordentlicher Schönheit in der Form und den zähen, desillusionierten Berichten eines Fabrikarbeiters. Mit Wortgewalt und mit einer Wahrheit, die es so nur in Versform gibt, konzentriert sich im Roman von Ponthus das Durchlebte der Arbeitswelt. Die Sätze passen sich dem Arbeitstakt an; sie sind meist gleichmäßig, aber legen auch mal eine Pause ein. In den Schilderungen ist der Protagonist Ponthus entweder ganz bei sich oder er geht völlig in der Arbeit auf. Er fokussiert sich auf einen Handgriff oder mäandert in seinen Gedanken, um die Arbeit etwas erträglicher zu machen. Was zählt, ist allein die verbleibende Zeit bis zum Feierabend. All das rekonstruiert Ponthus aufs Genaueste und dennoch mit literarischer Verve. Er hat eine Poesie geschaffen, die sich dem Leben in der Fabrik widmet und dabei das Fließband zu imitieren sucht. Trotz all der Schwere und Bitterkeit erfährt man einen Lesegenuss, der nicht zuletzt auch den Übersetzerinnen Claudia Hamm und Mira Lina Simon zuzuschreiben ist.

Die literarische Verarbeitung von Lohnarbeit führt weiter ein Schattendasein. Und ein arbeitender Dichter oder vielmehr ein dichtender Arbeiter wie Joseph Ponthus bleibt leider eine noch größere Seltenheit. Soweit die ernüchternde Realität. Doch Ponthus hat mit seinem proletarischen Versroman der Arbeiter\*innen- und besonders der Fabrikliteratur wieder neues Leben eingehaucht. Interessanterweise zu einer Zeit, in der sich viele Blicke längst von der Fabrik als primären Ort der Produktion und damit auch der Ausbeutung abgewandt haben. Dass der Alltag der Arbeiter\*innen hinlänglich bekannt und also nicht mehr von Interesse ist, bleibt anzuzweifeln.

Der Roman „Am laufenden Band“ wird ein singuläres Ereignis in der Arbeiter\*innenliteratur wie im Werk von Joseph Ponthus bleiben. Mit bereits 42 Jahren verstarb Ponthus an Leukämie. Mit dem Bericht eines Zeitarbeiters hinterließ er nach eigenen Angaben eine „Liebeserklärung an die Arbeiterklasse und die Literatur“. Er bezeugt somit die Möglichkeit einer nur scheinbar unwahrscheinlichen, aber kraftvollen Verbindung. Sie ermöglicht uns einen anderen Blick auf diejenigen, durch deren Kraft der gesellschaftliche Reichtum und die ungeheure Warensammlung erst geschaffen werden – und denen dennoch am Ende des Monats oft nur Verzweiflung und Not bleiben.

## Zusätzlich verwendete Quellen

In der geschlossenen Welt. Joseph Ponthus, „Am laufenden Band. Aufzeichnungen aus der Fabrik“, Deutschlandfunk Kultur vom 24.09.2021. Redaktion Ulrich Rüdener. Nachzuhören [hier](#).

Joseph Ponthus 2021:

Am laufenden Band. Aufzeichnungen aus der Fabrik. Übersetzt von: Mira Lina Simon / Claudia Hamm.

Matthes & Seitz Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-7518-0043-3.

239 Seiten. 22,00 Euro.

**Zitathinweis:** Thore Freitag: Berichte eines modernen Fabrikarbeiters. Erschienen in: Ausbeutung. 67/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1814>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Schattenarmeen des digitalen Kapitalismus



**Moritz Altenried**  
The Digital Factory  
The Human Labor of Automation

*Leben wir in einem blühenden Zeitalter der Automatisierung, in der uns alle Arbeit abgenommen wird oder wurde lediglich die Ausbeutung automatisiert?*

Rezensiert von [Fabian Namberger](#)

Künstliche Intelligenzen – kurz KIs – automatisieren alles. So in etwa lautete das große Metanarrativ, das Tech-Kapitalist\*innen kurz nach der Wirtschaftskrise 2008 heiter in alle Welt posaunten. Technologieriesen wie Amazon, Google oder Uber wurden im Nachgang der Krise zum unternehmerischen Sinnbild für eine kapitalistische Zukunft jenseits menschlicher Arbeit. Wer brauchte noch Postbot\*innen, wenn Amazon bald automatisierte Lieferdrohnen einsetzen würde? Wer wollte noch einen Taxifahrer bezahlen, wenn Uber schon bald ganze Flotten selbstfahrender Fahrzeuge einsetzen würde?

Heute, eineinhalb Jahrzehnte nach der Krise, scheint die graue kapitalistische Realität die schillernden Versprechen der Technologieunternehmen wieder eingeholt zu haben. Selbstfahrende Autos bleiben ein vages und regelmäßig nach hinten verschobenes Versprechen und anstatt von Robotern sind es Armeen prekarisierter Zusteller\*innen aus Fleisch und Blut, die über die Straßen von Metropolen auf der ganzen Welt hetzen. Was die uneingelöste Vision allumfänglicher Automatisierung heraufbeschworen hat, ist eine Frage, die ebenso simpel wie schwerwiegend ist: Wenn es nicht das Zeitalter der Automatisierung ist, das gerade über uns hereinbricht, durchleben wir dann vielmehr die Anfänge einer neuen Ära der Ausbeutung? Es ist exakt diese Frage, die im Mittelpunkt von Moritz Altenrieds Buch „The Digital Factory. The Human Labor of Automation“ steht.

## Die digitale Fabrik als räumliche Verlagerung von Arbeit

Altenried ist nicht der erste, der das Problem aufwirft. Bereits erschienene Werke, etwa von Aaron Benanav (2022, die Rezension des Buchs in [Ausgabe #62](#)), Ursula Huws (2019, Interview mit Huws in [Ausgabe #48](#)), oder Jason E. Smith (2020, Essay von Smith in [Ausgabe #48](#)), hatten eine ähnliche Stoßrichtung. Auch sie pochten mit aller Macht auf den zentralen Punkt, dass menschliche Arbeit eine unverzichtbare Triebkraft des globalen Kapitalismus bleibt, sei dieser nun digital oder nicht. Obwohl Altenrieds sieben Kapitel dagegen kaum etwas einzuwenden haben, ist da etwas in seinen Ausführungen, das vorhergehende – meist rein theoretisch agierende – Publikationen kaum zu liefern wussten: nämlich eine überzeugende Verflechtung theoretischer Breite und empirischer Tiefe.

Ausgehend von weitreichenden ethnographischen Erkundungen liefert Altenried faszinierende empirische Beweise dafür, dass sich die Welt der Arbeit in den vergangenen Jahren drastisch verändert hat. Diese Welt, so Altenried, finden wir heute auf ganz unterschiedlichen

geographischen Maßstabsebenen. Diese sind so digital wie analog, so sozial wie physisch. In Erscheinung treten sie unter anderem in der globalen Logistik und bei urbanen Lieferdiensten, innerhalb crowdgesourcter Datenkennzeichnung oder dem menschengestützten Training künstlicher Intelligenz. Über all diese verschiedenen Orte und Situationen hinweg hat sich ein neues globales Arbeitsregime herausgebildet: die digitale Fabrik.

Die Idee der digitalen Fabrik steht in erheblichem Kontrast zu jenen Theorien des Digitalzeitalters, die ihren Schwerpunkt auf den Aufstieg kreativer, künstlerischer oder gar immaterieller menschlicher Arbeit gelegt hatten. Da er die Fabrik als einen sowohl historischen als auch gegenwärtigen Ort aussehender menschlicher Arbeit aufruft, kümmert sich Altenried weniger um die kreativen Dimensionen heutiger Arbeitsregime. Vielmehr will er jene neuen digitalen Regime der Arbeit beleuchten, die viele der Kennzeichen eines früheren, Tayloristischen Zeitalters tragen. In diesem Sinne ist der digitale Kapitalismus „nicht vom Absterben der Fabrik geprägt, sondern von ihrer Explosion, Multiplikation, räumlichen Rekonfiguration und technologischen Mutation hin zur digitalen Fabrik“ (S. 6; Übers. FN).

## Migrantisiertes Goldfarming

Ein besonders eindrückliches Beispiel hierfür ist das enorm erfolgreiche Videospiele World of Warcraft. Die virtuelle Spielwiese von World of Warcraft, besucht von Millionen von Gamer\*innen weltweit, erstreckt sich über eine gewaltige mittelalterliche Landschaft: Meere und Wälder, Dörfer und Städte gehen ineinander über. Um die verschiedenen Herausforderungen des Spiels zu meistern, müssen Gamer\*innen Gold und andere wertvolle Gegenstände sammeln, die es ihnen erlauben, die vielen Levels des Spiels nach und nach zu durchschreiten. Es war nicht zuletzt der erhebliche Zeitaufwand für Spieler\*innen von World of Warcraft, den die in Hong Kong ansässige Firma Internet Media Entertainment (IGE) für ihr Geschäftsmodell auszunutzen wusste. Auf dem Höhepunkt ihres Erfolges im Jahr 2006 bot der Webshop von IGE – im Tausch gegen reales Geld – eine ganze Palette an spielinternen Dienstleistungen für World of Warcraft an. Das Unternehmen „verkaufte virtuelle Güter wie etwa Waffen und seltene ‚Reittiere‘, sogar ein Service für die Weiterentwicklung von Spielcharakteren wurde angeboten – Gamer\*innen konnten ihre Accounts übergeben und bekamen sie einige Stunden später und im Austausch für Geld auf ihrem Wunschlevel zurück“ (S. 63; Übers. FN).

Bis heute werden maßgeschneiderte Services wie diese durch eine Schattenarmee professioneller Spiel-Arbeiter\*innen ermöglicht. Häufig arbeiten diese sogenannten Goldfarmer in spezialisierten Spiele-Workshops in China. In diesen streng organisierten Spielfabriken wird nur wenig dem Zufall überlassen:

*„Ein typischer chinesischer Spielworkshop besitzt zwischen zwanzig und einhundert Computer and etwa fünfzig bis zweihundert Arbeiter\*innen, die in Schichten spielen, sodass jeder Computer durchgehend läuft. Viele dieser digitalen Fabriken bieten Wohnheime und Verpflegung für ihre Arbeiter\*innen an, die fast alle männlich und zwischen sechzehn und vierzig Jahre alt sind“ (S. 67; Übers. FN).*

Während Kund\*innen aus den USA, Europa, Japan und Korea etwas Geld auf den Tisch legen, um schneller durch das Spiel zu kommen, verbringen chinesische Spiel-Arbeiter\*innen Stunden mit denselben monotonen Klickaufgaben.

Während chinesische Goldfarmer\*innen auf analoger Seite mit rigiden Sollvorgaben und strenger Überwachung von ihren Vorgesetzten konfrontiert sind, haben sie es in der digitalen Welt von World of Warcraft wiederum oft mit rassistischen Angriffen anderer Spieler\*innen zu tun. Nicht selten nehmen reine Freizeit-Spieler\*innen chinesische Goldfarmer\*innen als „migrantische Eindringlinge“ wahr, die das Spielethos von World of Warcraft hintergehen:



*„Im digitalen Raum von World of Warcraft werden Goldfarmer als illegale Migranten angesprochen, die in einem Raum arbeiten, in dem andere spielen. In der gesamten Spiellandschaft findet eine Art racial profiling statt, um zwischen legitimen ‚Freizeitspieler\*innen‘ und ungewollten ‚Spiel-Arbeiter\*innen‘ zu unterscheiden. Avatare, deren Namen aus Nummern bestehen oder in irgendeiner Weise nicht ‚westlich‘ zu sein scheinen, werden oftmals mit Argwohn beäugt. Westliche Spieler\*innen bilden sogar ‚Wachtruppen‘ um chinesische Farmer zur Strecke zu bringen“ (S. 74; Übers. FN).*

Die Schattenökonomie von World of Warcraft ist ein Paradebeispiel der digitalen Fabrik und zeugt davon, dass diese von tiefen globalen Dynamiken der Ausbeutung, Rassifizierung und virtuellen Migration durchzogen ist.

Altenrieds Einsichten in den sich rasch wandelnden Zusammenhang von technologischem Wandel, Digitalisierung und globaler Arbeit sind atemberaubend. „The Digital Factory“ entwickelt ein tieferes Wissen über jenes sowohl soziale als auch physische Terrain, auf dem gegenwärtige und zukünftige Arbeitskämpfe wohl oder übel ausgetragen werden müssen. Dieses Unterfangen weiterzuführen, auszuweiten und zu diversifizieren ist und bleibt ein enormes Vorhaben. Bücher von ähnlicher intellektueller Gründlichkeit und vergleichbarer politischer Tiefe werden dringend gebraucht.

## **Anmerkung**

Die Rezension unseres ehemaligen Redakteurs Fabian erschien zuerst auf Englisch im Magazin [Society + Space](#) (2022).

Moritz Altenried 2022:

The Digital Factory. The Human Labor of Automation.

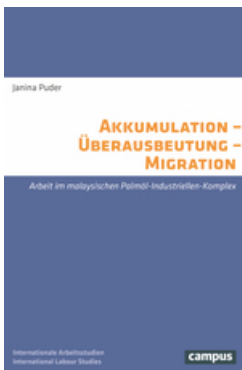
University of Chicago Press, Chicago.

ISBN: 9780226815480.

216 Seiten. 25,00 Euro.

**Zitathinweis:** Fabian Namberger: Schattenarmeen des digitalen Kapitalismus. Erschienen in: Ausbeutung. 67/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1813>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Jenseits der Ausbeutung



**Janina Puder**

Akkumulation – Überausbeutung – Migration  
Arbeit im malaysischen Palmöl-Industriellen-Komplex

*Was, wenn das Geld nicht zum Leben reicht und kapitalistisches Wirtschaften den Lohn für die menschliche Arbeitskraft bis zur Schmerzgrenze drückt?*

Rezensiert von [Tobias Kullmann](#)

Wie unfair kann Arbeit sein? Das Ausbeutungsverhältnis im vermeintlich fairen Tausch Arbeit gegen Lohn ist in der marxistischen Tradition längst bekannt. In kapitalistischen Verhältnissen erfolgt die Aneignung von Mehrwert durch die Kapitalist:innen im sogenannten Äquivalententausch, der gar nicht äquivalent ist. Den Arbeiter:innen wird nur der Wert gezahlt, der zur Reproduktion ihrer Arbeitskraft vonnöten ist, nicht der tatsächliche Wert, den sie im Arbeitsprozess geschaffen haben. Möglichst lang soll der Arbeitstag sein. Möglichst hoch die Produktivität, um die Ausbeutung zu maximieren.

Doch wann werden die Grenzen der Ausbeutung überschritten? Und welche außerökonomischen Umstände konstituieren Überausbeutungsverhältnisse? Diese Thematik untersucht Janina Puder in ihrem Buch „Akkumulation – Überausbeutung – Migration. Arbeit im malaysischen Palmöl-Industriellen-Komplex“. Ausgehend vom zentralen Gedanken von Äquivalententausch und Mehrwertproduktion, gelingt es der Autorin, das Konzept der Überausbeutung von Arbeiter:innen theoretisch zu erfassen, welches sie empirisch am Fallbeispiel migrantischer Palmölarbeiter:innen in Malaysia aufarbeitet und systematisiert. Puder verknüpft ausbeutungstheoretische Grundlagen und darauf aufbauende Adaptionen (u.a. Rosa Luxemburg, David Harvey, Klaus Dörre) mit weltstheoretischen Ansätzen. Neben den ökonomischen Bedingungen berücksichtigt sie außerökonomische Faktoren, die die kapitalistische Überausbeutung bedingen. Dabei benennt sie als zentralen nicht-ökonomischen Akteur den Staat, der mit (Il-)Legalisierungsmaßnahmen disziplinierend auf migrantische Arbeiter:innen wirkt und für die Überausbeutung konstitutiv ist.

Indem sie fundamentale Strukturkategorien der Klasse wie auch intersektionale Strukturkategorien Ethnie und Geschlecht inkorporiert, geht sie über die marxistische Überausbeutungsidee hinaus und erarbeitet auf empirischer Basis detailliert und eindrücklich die Arbeitsbedingungen migrantischer Arbeiter:innen, die die Merkmale der Überausbeutung plausibel machen. Empirisch wird diese laut Puder auf mehreren Ebenen manifest, so etwa in der Übernutzung der Arbeitskraft, der Unterkompensation der verausgabten Arbeitskraft, der Marginalisierung von Arbeiter:innen und der sektorspezifischen ökonomischen Logik der Palmölplantagenarbeit.

## Die intersektionalen Stützen der kapitalistischen Expansion

So sehr man sich beim Lesen manchmal die Quantifizierung eines Grenzwertes von Überausbeutung wünscht, so sehr zeigt die Autorin uns, dass es einer fallspezifischen Untersuchung der nicht-ökonomischen Faktoren – also der staatlichen Migrations- und Arbeitsmarktpolitik, der betrieblichen und sektoralen Arbeitsverhältnisse und vor allem der Reproduktionsverhältnisse – zur Identifizierung von Überausbeutung bedarf.

Nicht-ökonomische Aspekte sind laut Puder wesentlich für die Strukturierung von (Re-)Produktionsverhältnissen: So ist es die staatliche Einwanderungspolitik Malaysias, die Arbeiter:innen aus anderen Ländern nach Bedarf anwirbt und abschiebt und damit Staatsangehörigkeit zu einem Abgrenzungsmerkmal der einheimischen Arbeiter:innen erhebt. Indem die Einwanderung vom Arbeitsstatus abhängig gemacht wird, ist die Legalität des Aufenthalts immer an das Arbeitsverhältnis geknüpft, was den Familiennachzug erschwert. Die bereits schlecht bezahlten Arbeiter:innen tragen die Verantwortung zur Versorgung eines transnationalen Familienhaushalts, der Rücküberweisungen ins Herkunftsland notwendig macht. Darüber hinaus verwahren die Palmölbetreiber:innen oftmals die Pässe der migrantischen Arbeitskräfte, wodurch diese illegalisiert und sozialräumlich isoliert werden. Praktiken wie diese erzeugen nicht nur Familien, deren Lebensmittelpunkt die Plantage bildet, sondern auch überarbeitete und unterbezahlte Arbeiter:innen zwischen Lohn- und Subsistenzarbeit. Die euphemistische Bezeichnung der Arbeitsmigration als Triple-Win, von dem Migrant:innen, Entsendeländer und Einwanderungsländer profitieren, verliert in Anbetracht der ethnischen Unterdrückungsmechanismen zur Forcierung von Überausbeutung seinen Glanz.

Ihre starke historische Aufarbeitung des malaysischen Arbeitsmigrationsregimes ruft nach einem intersektionalen Ansatz; und eben diesen liefert Puder. Die Autorin positioniert sich in der Intersektionalitätsdebatte auf Seiten marxistischer Vertreter:innen und argumentiert, dass die Kategorie Klasse im Epizentrum der Ungleichheitsverhältnisse steht. Die antagonistische Klassenbeziehung der kapitalistischen Ausbeutung wird Puder zufolge durch die ethnische Zugehörigkeit ko-strukturiert, sodass sich migrantische Palmölarbeiter:innen als subalterne Klasse herausbilden.

Puder enthält sich jedoch einer endgültigen Einschätzung zu Ursache und Wirkung von ethnischer oder geschlechterbasierter Unterdrückung für die kapitalistische Akkumulation und bespricht die Geschlechterdimension der Intersektionalität nur oberflächlich. Kritisch kann dies in zweierlei Hinsicht gesehen werden: Einerseits wird die für den Kapitalismus konstitutive weibliche Unterdrückung vernachlässigt. Andererseits liegt der Fokus ihres Intersektionalitätsansatzes auf der ethnischen Unterdrückung, obwohl ihre Empirie durchaus Geschlechterunterschiede in der Arbeitshierarchie sichtbar macht. So gehen Frauen Tätigkeiten nach, die in den 3D Jobs (dirty, dangerous, degrading) hierarchisch noch weiter unten angesiedelt sind.

## **Forschungsheuristik mit offener Stelle**

Die Stärken der Arbeit liegen vor allem, in der Aufarbeitung der theoretischen Fundierung, ohne dabei in einen marxistischen Reduktionismus zu verfallen, als auch in der historischen Berücksichtigung des Arbeitsmigrationsregimes Malaysias. Anhand des empirischen Interviewmaterials macht sie immer wieder die qualitativen Merkmale der Überausbeutung deutlich: Der Zwang zu Überstunden, die marginalen intergenerationalen Aufstiegschancen, die Illegalisierung der Arbeitskräfte und die Notwendigkeit zur Subsistenzwirtschaft der Kernfamilien, auf die die transnationalen Familien für ihre Reproduktion angewiesen bleiben, machen den Unterschied von Überausbeutung zum „normalen“ Ausbeutungsverhältnis sichtbar.

Puder erkennt treffend, dass die Reproduktionssphäre der wesentliche Austragungsort der Überausbeutung ist und strukturell in die Entsendeländer hineinreicht. Wünschenswert wäre deshalb eine tiefergehende Untersuchung der Implikationen für das Entsendeland (hier Indonesien), im Hinblick auf die Geberrolle der Arbeitskräfte und die Geschlechterrolle der Reproduktionskraft. Wenn Frauen – wie sie beschreibt – in den Entsendeländern zurückbleiben oder auf den Plantagen den Haushalt und die Kindererziehung übernehmen, ist die Bereicherung der Theorie durch einen geschlechtsspezifischen Ansatz unumgänglich. Puder erkennt zwar abschließend in ihrer Heuristik, dass Geschlecht als intersektionale Strukturkategorie berücksichtigt werden muss, beschränkt sich allerdings theoretisch-analytisch auf Klasse und Ethnie. Das ist eine Leerstelle, auch wenn sie in ihrer analytischen Aufarbeitung von

Überausbeutung, die die Vermittler Staat und Politik in den Blick nimmt, durchaus vertretbar erscheint.

Der Anspruch an Vollständigkeit einer Arbeit ist zwar ein Mythos, aber die vollständige theoretische Berücksichtigung beider Dimensionen des Intersektionalitätsansatzes wäre notwendig für eine wirkungsvolle Forschungsheuristik, deren Bereitstellung ihr Ziel ist. Wer sich daran stört, verkennt jedoch den eigentlichen Wert ihrer Arbeit: Sie baut eine stringente, theoretische Argumentationslinie auf, in der komplexe Theorien auf mehreren Ebenen kombiniert werden. In Verbindung mit ihrer umfassenden Datengrundlage bildet sie eine Heuristik, die die Überausbeutung migrantischer Arbeiter:innen innerhalb des Lohnarbeitsverhältnisses qualitativ systematisiert. Die Autorin schafft somit ein Analyseinstrumentarium, das uns den Weg für weitere Forschungsarbeiten zur Überausbeutung ebnet. Denn selbstverständlich sind nicht alle Fragen in diesem Forschungsbereich beantwortet, doch die Werkzeuge stehen uns nun zur Verfügung.

Janina Puder 2022:

Akkumulation – Überausbeutung – Migration. Arbeit im malaysischen Palmöl-Industriellen-Komplex.

Campus Verlag, Frankfurt/New York.

ISBN: 9783593516394.

347 Seiten. 44,00 Euro.

**Zitathinweis:** Tobias Kullmann: Jenseits der Ausbeutung. Erschienen in: Ausbeutung. 67/ 2023.

URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1810>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Grenzgänger\*innen des Arbeitskampfs



**Kathrin Birner / Stefan Dietl**

Die modernen Wanderarbeiter\*innen  
Arbeitsmigrant\*innen im Kampf um ihre Rechte

*Ein informativer Überblick über moderne Arbeitsmigration, den Ausbeutungsverhältnissen zu denen sie führen kann und wie dagegen gekämpft wird.*

Rezensiert von [Peter Nowak](#)

„Schuften für das Bio-Öko-Paradies“ war die Reportage überschrieben, in der die Journalisten Stefan Dietl und Tobias Eisch in der Wochenzeitung *Jungle World* 50/22 über die wachsende grenzüberschreitende Arbeitsmigration in Europa berichteten. „Nicht nur Waren überqueren täglich Ländergrenzen und Kontinente, sondern auch ihre lohnabhängigen Produzenten und Produzentinnen. In Europa wuchs seit dem Zusammenbruch des real-existierenden Sozialismus und der Osterweiterung der Europäischen Union insbesondere die befristete Arbeitsmigration“, schreiben Dietl und Eisch. In der Reportage wird deutlich, wie damit arbeitsschutzrechtliche Standards angegriffen werden. „Die Saisonarbeit ist geprägt von mangelhafter Unterbringung, Lohnraub, Arbeitszeitbetrug und gesundheitsgefährdenden Arbeitsbedingungen“, lautet das Fazit der beiden Autoren.

Wer sich mit dem Thema genauer befassen will, sollte zu dem 2021 im Unrast-Verlag erschienenen Buch „Die modernen Wanderarbeiter\*innen“ greifen, das Stefan Dietl gemeinsam mit Kathrin Birner herausgegeben hat. Der Untertitel „Arbeitsmigrant\*innen im Kampf um ihre Rechte“ macht deutlich, worum es den beiden Herausgeber\*innen geht. Sie beklagen nicht in sozialkonservativer Manier, dass durch die Arbeitsmigration angeblich ein Unterbietungswettbewerb bei Löhnen und Arbeitsrechten einsetzt. Für Dietl und Birner sind die Arbeitsmigrant\*innen auch nicht hilflose Opfer kapitalistischer Ausbeutungsverhältnisse. Sie sehen diese als Teil der transnationalen Arbeiter\*innenklasse, die sich durchaus auch organisieren und um ihre Rechte kämpfen können.

Diese Perspektive erklärt sich wohl daraus, dass die Herausgeber\*innen aktive Gewerkschaftler\*innen sind. Kathrin Birner ist als Gewerkschaftssekretärin im Netzwerk Global Labour University aktiv und Stefan Dietl Vorsitzender des Landesbezirks Oberpfalz der Dienstleistungsgewerkschaft ver.di und Mitglied im bayerischen Landesverband der Dienstleistungsgewerkschaft. In der *Jungle Word* ist er in den letzten Jahren immer wieder als kundiger Kritiker einer korporatistischen Gewerkschaftspolitik hervorgetreten, der sich gegen Standortlogik und Verzichtspolitik ausspricht. Dietl kennt als linker Gewerkschaftler die Problematiken einer kämpferischen Gewerkschaftspolitik.

## Keine unmündigen Opfer

Daher ist das Buch „Die modernen Wanderarbeiter\*innen“ mit Gewinn zu lesen. Sie sind meistens unsichtbar und halten den kapitalistischen Alltag auch in Deutschland am Laufen. Das wurde in der Corona-Pandemie besonders deutlich, als diese Wanderarbeiter\*innen beispielsweise als sogenannte Erntehelfer\*innen beim Spargelstechen in den Fokus der medialen Öffentlichkeit gerieten. Da nahmen auch manche linken Beobachter\*innen scheinbar zum ersten Mal wahr, dass

der Kapitalismus auf Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft beruht. Die Empörung in den Jahren 2020/21 war vor allem moralisch grundiert. Die betroffenen Arbeiter\*innen wurden oft wie unmündige Kinder behandelt, die jetzt vor der Einreise nach Deutschland geschützt werden sollten. Was das für die Beschäftigten aus Osteuropa bedeutete, die den Lohn ihrer Arbeit oft schon in ihre Planungen einkalkuliert hatten, wurde selten thematisiert. Dietl und Birner hingegen gehen in ihrem informativen Buch von den Interessen dieser migrantischen Beschäftigten aus, auch wenn sie nicht für sie sprechen können, wie sie schon im Vorwort betonen:

*„Keineswegs ist es Anspruch dieses Buches, den Betroffenen eine Stimme zu geben. Die haben sie durchaus selbst und sind, wie die im Schlusskapitel beschriebenen Beispiele zeigen, auch willens und in der Lage, sie einzusetzen und für ihre Rechte zu kämpfen.“ (S. 9)*

Die beiden Autor\*innen benennen die Politiker\*innen, die den gesetzlichen Rahmen für ihre Ausbeutung geschaffen haben. Es war die rot-grüne Regierung Schröder/Fischer, die mit der Durchsetzung der Hartz IV-Gesetze auch in Deutschland einen Niedriglohnsektor geschaffen hat, der auf EU-Ebene einen Dumpingwettbewerb bei Löhnen und Gehältern einkalkulierte. Die vor allem von Deutschland vorangetriebene Austeritätspolitik auf EU-Ebene sorgte dann dafür, dass eine große Zahl von Arbeitskräften vor allem aus den Ländern der europäischen Peripherie selbst schlecht bezahlte Arbeitsverhältnisse in Deutschland in Kauf nahmen. In ihren Ländern konnten sie oft keine Lohnarbeit mehr finden, von der sie leben konnten. So gab es neben der Landwirtschaft und der Fleischindustrie auch in der häuslichen Pflege und der Bauwirtschaft einen massiven Import von Arbeitskräften, wie die beiden Autor\*innen in kurzen Kapiteln zeigen.

„Dass die Finanzkrise letztlich zur Eurokrise wurde, die insbesondere in Südeuropa wirtschaftliche Zerstörungen hinterließ, die bis heute anhalten, ist besonders auf die deutsche Wirtschafts-, Außenhandel und Europapolitik zurückzuführen“ (S. 16), rufen Dietl und Birner eine Erkenntnis in Erinnerung, die in den Jahren 2010–2015 auch in Teilen der Sozialbewegung in Deutschland durchaus bekannt war, aber schnell wieder in Vergessen geraten ist.

## **„Arbeitskampf in der Schattenwelt“**

Kenntnisreich beschreiben die Autoren die rechtlichen Besonderheiten der Wanderarbeiter\*innen. Sie werden oft über Sub- und Subsubunternehmen angeworben. Nicht selten sind es Briefkastenfirmen, die Konkurs anmelden, wenn sich migrantische Beschäftigte wehren und den ihnen vorenthaltenen Lohn einklagen. In einem Kapitel gehen Birner und Dietl auf die oft ausgrenzende Politik der DGB-Gewerkschaften gegenüber migrantischen Beschäftigten ein. In unrühmlicher Erinnerung sind die in dem Dokumentarfilm „Die leere Mitte“ von Hito Steyerl dokumentierten Szenen, in denen Männer mit Deutschlandfahnen aus einer Demonstration der IG-Bau heraus Container von osteuropäischen Bauarbeitern am Potsdamer Platz in Berlin angreifen. Auch einige Fahnen der IG-Bau sind bei den Angreifern zu sehen. Die Autor\*innen zeichnen auch die kritischen Diskussionen in verschiedenen DGB-Gewerkschaften nach, die zur Gründung des Projekts Faire Mobilität und dem Europäischen Verein für Wanderarbeiter\*innen führten. Kritisch wird auf die Rolle der Zollbehörden und deren Kampf gegen sogenannte Schwarzarbeit eingegangen, was bei manchen DGB-Gewerkschafter\*innen durchaus auf Zustimmung stößt. „Jedoch verliert diese Perspektive aus dem Blick, dass mehr Kontrollen wohl nur in den wenigsten Fällen dazu beitragen, die prekären Arbeits- und Lebensbedingungen von mobilen Beschäftigten zu verbessern“, (S. 72) stellen die Autor\*innen klar.

Im letzten Teil des Buches befassen sich Birner und Dietl mit den Arbeitskämpfen migrantischer Arbeiter\*innen, die in den letzten Jahren gelegentlich auch in bürgerlichen Medien für Aufsehen sorgten. Da besetzten rumänische Bauarbeiter im Dezember 2017 in Düsseldorf einen Kran, um erfolgreich die Auszahlung ausstehender Löhne durchzusetzen. Sie hatten zuvor sechs Wochen für verschiedene Subunternehmen geschuftet und sollten um ihren Lohn geprellt werden. Auch der wenig bekannte Arbeitskampf von osteuropäischen Bauarbeitern, die auf einer Großbaustelle im

Europaviertel in Frankfurt am Main schufteten und deren Generalunternehmen der Offenbacher Konzern Kaczor war, findet im Buch Erwähnung. Unterstützung bekamen sie von der IG-Bau, die die nicht nur arbeits- sondern nach dem Ende der Beschäftigung auch wohnungslosen Arbeiter zunächst in einem gewerkschaftlichen Bildungsheim unterbrachten.

In Berlin war im Herbst 2014 das Büro der Basisgewerkschaft Freien Arbeiter\*innen-Union (FAU) die temporäre Bleibe für acht rumänische Bauarbeiter der Mall of Berlin, die es als *Mall of Shame* bald zu unrühmlicher Bekanntheit brachte. Auch dieser Arbeitskampf wird von Dietl und Birner in einem eigenen Kapitel als „Symbol für den Widerstand migrantischer Beschäftigter“ (S. 115) gewürdigt. Dass sie mehrere Prozesse gewonnen, aber am Ende ihren Lohn nicht bekommen haben, zeigt auch, wie schwer es ist, die Gesetze des Kapitals zu durchbrechen, die im Fall der Mall of Shame dafür sorgten, dass der Generalunternehmer nicht in Haftung genommen werden konnte.

Da hilft nur die Selbstorganisation der Beschäftigten und eine solidarische Öffentlichkeit. In der Danksagung hoffen Birner und Dietl, dass ihr Buch ein wenig dazu beitragen kann. Das könnte auch deshalb gelingen, weil es anders als die meisten wissenschaftlichen Bücher zu diesem Thema in einer leicht lesbaren Sprache geschrieben ist und einen guten Überblick über die Thematik gibt. Einzig: Als Handreiche für die Praxis wäre am Ende eine Liste mit Internetadressen für solidarische Netzwerke und Gruppen hilfreich gewesen.

Kathrin Birner / Stefan Dietl 2021:

Die modernen Wanderarbeiter\*innen. Arbeitsmigrant\*innen im Kampf um ihre Rechte.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-299-7.

140 Seiten. 12,80 Euro.

**Zitathinweis:** Peter Nowak: Grenzgänger\*innen des Arbeitskampfs. Erschienen in: Ausbeutung. 67/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1811>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Mit Marx gegen Selbstoptimierung



Eleonora Roldán Mendivil / Bafta Sarbo (Hg.)

Die Diversität der Ausbeutung

Zur Kritik des herrschenden Antirassismus.

*Klasse muss als struktureller Erklärungsansatz verstanden werden, nicht als Teil der persönlichen Identität. Was es braucht ist Widerstand und politische Veränderung – keine persönliche Weiterentwicklung.*

Rezensiert von [Benita Baum](#)

Spätestens seit der Ermordung George Floyds durch einen Polizisten im Mai 2020 haben die Themen Polizeigewalt und Rassismus Einzug in den breiten gesellschaftlichen Diskurs gehalten. Dabei verlagerten sich die Diskussionen schnell hin zu einer Aufforderung, antirassistische Maßnahmen zu ergreifen, die mit der Reflexion eigener Privilegien verbunden sind. Probleme wie Rassismus, so kritisieren nun Eleonora Roldán Mendivil und Bafta Sarbo, die Herausgeberinnen des Sammelbandes „Die Diversität der Ausbeutung – zur Kritik des herrschenden Antirassismus“, scheint man in einer Zeit des vermeintlich „alternativlosen Kapitalismus“ (S. 9) durch individuelle Maßnahmen wie korrektes Verhalten und Sprechen lösen zu können. Um der moralisierenden Selbstoptimierungsliteratur – wie beispielsweise bei Werken wie „Exit racism“, „Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen aber wissen sollten“ oder „Sprache und Sein“ – die auf diesem Denken aufbaut und sich inzwischen zum Kassenschlager gemausert hat, etwas entgegenzusetzen, trägt der vorliegende Band neun Beiträge zusammen, die sich aus einer historisch-materialistischen, marxistischen Perspektive mit Ausbeutung, rassistischen und sexistischen Strukturen und allen voran Klassenverhältnissen auseinandersetzen.

## Marxistische Gesellschaftsanalyse statt antirassistischer Selbstreflektion

Zum Einstieg fragen die Herausgeberinnen, warum eine marxistische Analyse von Rassismus und anderen Diskriminierungsstrukturen überhaupt notwendig ist. Zentral sei ein historischer Blickwinkel, der deutlich mache, dass „[g]esellschaftliche Phänomene und ihr Funktionieren [...] nur aus den spezifischen historischen Bedingungen ihres Entstehens“ (S. 18) heraus erklärt werden können. Kapitalismus ist kein alternativloses System: Soziale Verhältnisse sind immer veränderbar. Diese These stellt sich gegen die populären Vorstellungen zur Bekämpfung von Rassismus, die immer mit individualistischen Forderungen nach Selbstreflektion und Änderung der eigenen Anteile an Diskriminierung oder auch Einführung von Antidiskriminierungsabkommen bei Arbeitgeber\*innen verknüpft sind. Der vorliegende Band setzt sich dieser verkürzten Vorstellung von Rassismus entgegen und zeigt auf, dass Diskriminierungsstrukturen immer im gesellschaftlichen System begründet sind – und nicht im Verhalten Einzelner bekämpft werden können. Marxistische Analyse statt Selbstoptimierungspolitik ist hier also die Devise.

Gleiches gilt für den Beitrag von Sarbo „Rassismus und gesellschaftliche Produktionsverhältnisse“, in dem sie eindrücklich darstellt, wie Rassismus und Klassenzugehörigkeit zusammenhängen und wie sich dieser Zusammenhang auf dem Arbeitsmarkt widerspiegelt. „Vor allem in Deutschland wird ein ethnisch segregierter Arbeitsmarkt als Ergebnis des Rassismus [...] begriffen und damit vor



allem zum Gegenstand von Antidiskriminierungspolitik.“ (S. 37) Sarbo kritisiert einen Rassismusbegriff, „der Rassismus in erster Linie auf Bewusstseinsprobleme reduziert“ (ebd.) und somit als Lösungsstrategie auch nur die Dekonstruktion des Bewusstseins anbieten kann.

Um den Zusammenhang zwischen Rassismus, Klassenverhältnissen und Arbeit deutlich zu machen, zeigt Sarbo auf, wie der „Kolonialismus als ‚ursprüngliche Akkumulation‘“ (S. 39) den Rassismus in seiner spezifischen, kapitalistischen Weise hervorgebracht hat und welche Funktion eine „koloniale Überausbeutung der Arbeitskraft“ (S. 41) bis heute hat. Der Begriff der Überausbeutung wird in antidiskriminierenden Praxen oft mit dem der Ausbeutung gleichgesetzt. Ausgebeutet sind Arbeiter\*innen im kapitalistischen System alle – auf dieser Ausbeutung beruht erst das Funktionieren dieses Systems. Überausbeutung, so macht Sarbo an der Versklavung in den Kolonien „zu Beginn der Entstehung der kapitalistischen Produktionsweise“ (S. 42) deutlich, zeichnet sich beispielsweise durch Gewaltverhältnisse, überdurchschnittliche lange Arbeitszeiten und niedrigen Lebensstandard aus, der auch die Kämpfe für bessere Arbeitsverhältnisse im Vergleich zur „freien‘ Lohnarbeit“ erschwert. „Überausbeutung bezeichnet hier keinen Ausnahmezustand, sondern ein Verhältnis, das einen Grundpfeiler der kapitalistischen Akkumulation darstellt. Ausbeutung ist der allgemeine Modus aller Klassengesellschaften.“ (S. 43)

In einem weiteren Beitrag mit dem Titel Intersektionalität, Identität und Marxismus formulieren Mendivil und Sarbo eine konkrete Kritik an dem oft vorgetragenen Paradigma der Intersektionalität. Intersektionalität in einer individualisierenden Perspektive setzt immer bei Erfahrungen einzelner Menschen an, macht Unterdrückung zum Problem Einzelner und begreift Klasse lediglich als weitere Identitätsform – wodurch „der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit [...] verschleiert [bleibt].“ (S. 106) Am Beispiel der Klassenverhältnisse wird auch die Verkürzung gesellschaftlicher Verhältnisse innerhalb des Intersektionalitätsparadigmas deutlich. „Klasse wird weniger als Ausbeutungsverhältnis, denn als Identität gefasst, die sich durch Erfahrungen konstituiert.“ (S. 110) Es braucht einen analytischen, tiefgreifenden Blick auf Ethnizität, Klasse und Geschlecht, die sich nicht auf Identitätsfragen und persönliche Erfahrungen reduzieren lassen. „Die Intersektionalitätstheorie stellt sich als Sackgasse dar, weil sie unterschiedliche soziale Verhältnisse auf Unterdrückung und Identitätsfragen reduziert.“ (S. 118f)

## **Widerstand statt Selbstoptimierung?**

Der vorliegende Sammelband trifft einen Nerv: Der Versuch, der antirassistischen Selbstoptimierungsliteratur etwas entgegenzusetzen, zeichnet sich durch eine strikte Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse aus. Klasse wird hier verstanden als struktureller Erklärungsansatz, statt als Teil der persönlichen Identität. Den Autor\*innen ist es nicht nur gelungen aufzuzeigen, wie problematisch die Reduktion dieser Verhältnisse auf individuelle Entwicklungsprojekte ist, sondern auch marxistische Theorie wieder aufzugreifen. Was es braucht ist Widerstand und politische Veränderung – keine persönliche Weiterentwicklung. Antirassistische Maßnahmen bedienen genau die neoliberale Vorstellung, dass jede\*r sich stetig selbst verbessern und an sich arbeiten müsse und spielt damit dem kapitalistischen System in die Hände.

Was sich als Kritik am Sammelband formulieren ließe, ohne die Inhalte anzuzweifeln, ist, wie voraussetzungsvoll (inhaltlich, sprachlich und begrifflich) die vorliegenden Texte sind. Bücher wie „Exit racism“ funktionieren deshalb so gut, weil sie in einfacher Sprache und durch einleuchtende, wenig komplexe Erklärungen eine Problematik aufmachen, denen auch Leser\*innen ohne wissenschaftlichen Hintergrund folgen können. Genau die (berechtigte) Kritik an verkürzenden Darstellungen von Diskriminierung und Antirassismus ist jedoch auch der Grund, warum sie so viele Menschen erreicht. Damit möchte ich nicht für diese Form der Betrachtungsweise plädieren, im Gegenteil. Verhältnisse sind nicht vereinfacht, bei leichter Sprache und einfacher Darstellung geht Komplexität verloren. Dennoch bedürfte es meines Erachtens nach einer Form, die Diskussion und Beteiligung aller Menschen möglich macht – nicht nur die des linken Bildungsbürgertums. Wie dies möglich sein kann, ohne Inhalten die Komplexität zu nehmen, könnte eine Frage sein, über

die es sich nachzudenken lohnt.

Eleonora Roldán Mendivil / Bafta Sarbo (Hg.) 2023:

Die Diversität der Ausbeutung. Zur Kritik des herrschenden Antirassismus. 3. Auflage.

Karl Dietz Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-320-02397-3.

200 Seiten. 16,00 Euro.

**Zitathinweis:** Benita Baum: Mit Marx gegen Selbstoptimierung. Erschienen in: Ausbeutung. 67/  
2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1816>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Erfahrungsberichte der Selbstorganisation



## Angry Workers

### Class Power!

Über Produktion und Aufstand.

*Ständig beziehen sich alle auf die Arbeiter\*innenklasse. Doch warum redet niemand mit ihr? Ein Kollektiv geht von der Praxis in die Theorie.*

Rezensiert von [Yannik Stein](#)

Man kennt das Problem: Im Plenum sieht man stets die gleichen Gesichter und die Diskussionen in der eigenen Wohlfühlblase drehen sich im Kreis. Selbstverständlich reflektiert man sich und seine eigene Rolle kritisch. Das Hauptproblem ändert sich aber nicht: Die akademisch geprägte Linke ist konstant mit defensiven Kämpfen beschäftigt. Hier gegen einen drohenden Naziaufmarsch, dort gegen das umweltschädliche Bauprojekt. Man ist immer nur reaktiv, hat kaum gesellschaftliche Verankerung im Alltag und keine langfristige Strategie, weil man lieber seinen unverständlich komplizierten theoretischen Unterbau hegt und pflegt. Wie soll man der Masse das bessere Leben näherbringen, wenn diese sich nicht damit beschäftigt?

Um das zu ändern, sind die Mitglieder des Londoner Kollektivs AngryWorkers aus ihrem Viertel weggezogen und haben mehrere Jahre im Billiglohnsektor im Westen Londons gearbeitet. Genau dort liegt ein Zentrum für Warenproduktion und Logistik. Die Erfahrungen, die sie über mehrere Jahre in den unterschiedlichsten Betrieben und Sektoren gesammelt haben und ihre daraus abgeleiteten Thesen präsentieren sie in „Class Power! Über Produktion und Aufstand“. Trotz zunehmender Modernisierung und Automatisierung gibt es immer noch prekäre Arbeiter:innen. Sie wurden lediglich an den Rand der Stadt gedrängt und dadurch unsichtbar gemacht. Viele der Arbeiter:innen sind Ungelernte, das Viertel ist geprägt von Migration, Zeitarbeit und Mindestlohn. Es herrscht wenig Arbeitslosigkeit, weil „irgendeinen Scheißjob gibt es immer“ (S. 47).

Den AngryWorkers geht es keinesfalls darum, als Prediger:innen die Massen zu erreichen und ihnen von oben herab die Welt zu erklären. Es soll ein Austausch in Gang gebracht werden. Nach einem harten Arbeitstag ist für die Meisten die Hemmschwelle zu groß, sich noch mit linker Theorie auseinanderzusetzen. Stattdessen geht man den umgekehrten Weg: zuerst die Praxis, dann die Theorie. Erst wenn sich hier Erfolge zeigen, kann darauf aufgebaut werden. Durch eigene Arbeitskämpfe sollen Arbeiter:innen die Vorteile der Selbstorganisation erfahren.

## Gebt der Meute, was sie braucht

Dafür hat das Kollektiv verschiedene Wege eingeschlagen. Vor mehreren Werkstoren wurde gratis die selbst herausgebrachte Zeitung verteilt, um mit den Angestellten ins Gespräch zu kommen. Diskussionsabende wurden nicht mehr im linken Zentrum veranstaltet, sondern man lud (mit großem Erfolg) zu einem Austausch im McDonalds ein. Es wurden Solidaritätsnetzwerke gebildet, die über Abteilungen und Werksgelände hinausgehen. Man führte Streiks oder Dienst nach Vorschrift durch, um den Arbeitgeber:innen zu zeigen, wer am längeren Hebel sitzt. Denn Bosse trifft man mit Protesten am Arbeitsplatz immer am härtesten. Hauptsächlich handelte es sich um informelle und direkte Aktionen, damit man sich mit bürokratischem Kram nicht selbst im Weg

steht. Klar, Dienst nach Vorschrift klingt nicht nach revolutionärer Praxis, kann aber durchaus erfolgreiche Auswirkungen haben. Also, vergesst nutzlose Gewerkschaftskundgebungen mit Trillerpfeifen!

Teile des Kollektivs traten trotz ihrer Vorbehalte versuchsweise Gewerkschaften bei und arbeiteten sich an deren Struktur ab. Die englischen Gewerkschaften richten sich fast immer nur an bestimmte Berufsgruppen. Büroangestellte werden von einer anderen Gewerkschaft vertreten als Packer:innen im Lager oder LKW-Fahrer:innen. Auch wenn alle im gleichen Betrieb arbeiten und die gleichen Probleme haben, gibt es nicht die eine Organisation, die sich um Ihre kollektiven Belange kümmert. Wenn man nicht zur vordefinierten Berufsgruppe zählt, darf man von der Gewerkschaft auch keine Hilfe erwarten. Und leider sorgen Vertrauenspersonen der Gewerkschaft im Betrieb dafür, dass die Arbeiter:innen weiterhin passiv bleiben und die Auffassung bestätigen, dass es gewählte Personen geben sollte, die sich um bestimmte arbeitsrechtliche Themen kümmern und dass es ganz bestimmte Regeln gibt, nach denen man handeln muss. Auch wenn die Gewerkschaftssystematik abgelehnt wird, einen Versuch ist es wert. Denn so kommt man deutlich einfacher mit Kolleg:innen aus anderen Standorten in Kontakt.

Die AngryWorkers haben mit Gewerkschaften leider schlechte Erfahrungen gemacht. Dass die Gewerkschaften nur existieren, um zwischen den Parteien zu vermitteln und nicht um die Gegensätze zu überwinden, ist dabei nur eine traurige Erkenntnis. Angestellte, die tatsächlich sauer auf die Gewerkschaft sind, muss man mit Zeitungen und in Internetforen erst einmal erreichen – eine schwierige Aufgabe.

## **Revolution mit angezogener Handbremse**

Die Bereitschaft, aktiv zu werden, ist leider immer abhängig von der individuellen Situation, das darf man im idealistischen Kampf nie vergessen. Denn das Risiko ist für die Beteiligten immer hoch. Ein Zeitarbeiter wird eher zum Streikbrecher, sonst ist der Job morgen weg. Viele müssen jede Überstunde nehmen, um über die Runden zu kommen. Und wieder andere sind bei jedem Protest dabei, weil sie einen Zweitjob haben und es sich dadurch erlauben können. Diese Realitäten darf man nicht einfach ignorieren. Man befindet sich immer auf einem schmalen Grat zwischen der Berücksichtigung der privaten Situation und dem Kampf um größere kollektive Macht.

Es ist nicht Ziel des Buches, eine perfekte Blaupause für Arbeiter:innenorganisationen zu liefern. Jede:r der Beteiligten hat die Hoffnung, dass ihre Kolleg:innen durch kleine Erfolge selbst ermutigt werden, aufzustehen und aktiv zu werden. So viel vorweg, oft kommt es nicht dazu. Da es sich hauptsächlich um prekär Angestellte handelt, sind diese froh, sobald ihr akutes Problem gelöst wird. Für weiteren Aktivismus fehlt den Betroffenen oft die Zeit und die Energie. „Geduld mag eine Tugend sein, aber für Arbeiter:innen, die demoralisiert von einem Job zum nächsten ziehen, hat sie wenig Bedeutung.“ (S. 257) Solidaritätsnetzwerke sind eben kein Wohlfahrtsverein, sondern müssen selbst aktiv mit Leben und Protest gefüllt werden, auch wenn es keine Erfolgsgarantie gibt. Natürlich dauert es lange, um Menschen mit den eigenen Inhalten zu erreichen und den Funken des Protests zu entzünden. Die AngryWorkers haben nur den ersten von vielen Schritten gemacht. Und sie sind noch nicht am Ende. Selbst wenn es mal nicht funktioniert, der Kampf geht weiter. Wir lernen aus den Fehlern und sind beim nächsten Mal besser organisiert.

Die AngryWorkers haben sich nicht wie Günther Wallraff verkleidet und berichten jetzt aus der Gosse. Die Autor:innen waren sie selbst, wollten die Grenzen des bisher Möglichen sprengen und teilen ihre Erfahrungen schonungslos offen mit uns. Zugegeben, mit über 520 Seiten ist das Buch ein ganz schöner Wälzer und schreckt erst einmal ab. Es ist aber auch nicht wie eine Doktorarbeit geschrieben, sondern relativ einfach formuliert und liest sich flüssig. Für die pure Fülle an Erfahrungen lohnt sich die Lektüre allemal. Hier werden Erfahrungen aus der Praxis geteilt und Anregungen geliefert. Und ist mehr Praxis nicht genau das, was wir brauchen?

Angry Workers 2022:

Class Power! Über Produktion und Aufstand. Übersetzt von: Gabriel Kuhn.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-170-9.

528 Seiten. 24,70 Euro.

**Zitathinweis:** Yannik Stein: Erfahrungsberichte der Selbstorganisation. Erschienen in:

Ausbeutung. 67/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1817>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Intersektionaler Revisionismus



**Nancy Fraser**  
Der Allesfresser

Wie der Kapitalismus seine eigenen Grundlagen verschlingt

*In der Frage nach dem Verhältnis von kapitalistischer Ökonomie und kapitalistischer Gesellschaft geraten einige Marxsche Grundannahmen und Erkenntnisse durcheinander.*

Rezensiert von [Christian Stache](#)

Das jüngste Buch der US-Feministin Nancy Fraser ist ein großer Wurf. Sechs der insgesamt acht Kapitel sind im Laufe der letzten Jahre bereits in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen. Die Argumentationen in diesen Veröffentlichungen deuteten schon an, dass die Professorin für Philosophie und Politikwissenschaft an einer Erneuerung kritischer Theorie gearbeitet hat. Das Resultat liegt jetzt mit „Der Allesfresser“ vor.

## Ein erweitertes Kapitalismusverständnis

Dreh- und Angelpunkt ihres Ansatzes ist Frasers Kapitalismustheorie. Der Kapitalismus könne nicht mehr in erster Linie oder ausschließlich als ökonomisches System verstanden werden. Er sei vielmehr „eine institutionalisierte Gesellschaftsordnung“ (S. 44), die durch das Zusammenspiel der bürgerlichen Ökonomie mit ihren nicht-ökonomischen „Hintergrundbedingungen“ (S. 40) bestimmt werde.

Als solche bezeichnet die Autorin vor allem vier Bereiche: die soziale Reproduktion, die Ökologie, das politische Gemeinwesen sowie die durch Rassismus und Imperialismus geschaffenen, billigen Arbeitskräfte in Staaten und in den externen Peripherien. Diese vier Felder, die nie vollständig in Wert gesetzt werden, hätten ihre eigenen, „nicht-ökonomischen‘ Normativitäten“ (S. 43) und jeweils spezifische, wenn auch miteinander verbundene „soziale Ontologien“ (S. 43). Als solche seien sie – anders als bei Marx, der diese verborgenen Stätten hinter der verborgenen Stätte der Produktion übersehen habe – fester Bestandteil des Kapitalismus.

Für diesen, so Fraser, seien die „strukturellen Trennungen“ (S. 44) der ökonomischen Produktion von ihren Voraussetzungen und ihre „Symbiose“ (S. 49) „konstitutiv“ (S. 44). Die kapitalistische Ökonomie funktioniere nur, weil sie sowohl bei ihrer Entstehung als auch zu ihrer stetigen, systematischen Reproduktion auf die Aneignung der „Zonen der Nicht-Warenförmigkeit“ (S. 42) zugreifen, ja, diese zunehmend kannibalisieren könne. Das „wahre Geheimnis der Akkumulation“ (S. 143) liege dementsprechend in der Verbindung der Ausbeutung und Überausbeutung von Lohnarbeiter\*innen sowie der Aneignung nicht-entlohnter Arbeit und von Formen sozial-natürlichen Reichtums. Der marxsche Begriff von Kapitalismus sei deshalb weiterzuentwickeln von der „kapitalistischen Ökonomie“ zur „kapitalistischen Gesellschaft“ (S. 41, Herv.i.O.).

Aufgrund der unterschiedlichen „normativen und ontologischen Grammatiken“ (S. 42) der Ökonomie und ihrer Voraussetzungen sowie des kannibalisierenden Zugriffs ersterer auf letztere entstünden besondere, den jeweiligen Feldern eigene Widersprüche. Diese mündeten periodisch in Krisen, wenn sich die Beziehung zwischen Ökonomie und nicht-ökonomischem Außen als nicht

mehr reproduktionsfähig erweisen. In der kapitalistischen Gesellschaft gibt es, folgt man Fraser, also mehr als nur einen Widerspruch und auch nicht nur eine Krise. Entsprechend sei sie auch der Grund für eine Vielfalt sozialer Konflikte. Fallen alle Krisen zusammen, so wie es gegenwärtig der Fall sei, spricht die Autorin von einer „allgemeinen Krise des Kapitalismus“ (S. 15).

## **Strukturell und historisch**

Ihre „erweiterte Konzeption des Kapitalismus“ (S. 14) stützt die Autorin auf zwei miteinander verbundene Argumente: ein strukturelles und ein historisches. In den auf das Theoriekapitel folgenden vier Abschnitten des Buchs zur sozialen Reproduktion, Ökologie, zum politische Gemeinwesen sowie zur rassistischen und imperialistischen Enteignung versucht Fraser jeweils zu zeigen, warum der Kapitalismus „strukturell“ auf diese vier Bereiche angewiesen ist und wie dies geschichtlich entsprechend seiner Entwicklungsetappen der Fall gewesen ist.

Die strukturelle Ursache dafür, dass der Kapitalismus immer Menschen anderer Hautfarbe überausbeute und enteigne, sei das Streben der Kapitalisten danach, die Produktionskosten zu senken, indem sie die Ausgaben insbesondere für Rohstoffe, Energie und Arbeitskräfte verringern. Die soziale Reproduktion wiederum stelle die Arbeitskräfte erst zur Verfügung, ohne die das Kapital gar keinen Mehrwert einstreichen könne. Die Natur liefere das unverzichtbare Material für die kapitalistische Produktion und stelle auch deren Müllhalde. Schließlich müsste die politische Gemeinschaft, allen voran der bürgerliche Staat, Eigentumsrechte und Verträge garantieren, Dispute beilegen, Widerstand bekämpfen, Protest einhegen, das Geldregime und Krisen managen.

Fraser argumentiert, dass die Etappen kapitalistischer Entwicklung zwischen den allgemeinen Krisen zunächst dadurch bestimmt seien, dass die Beziehungen zwischen den Konstituenzen der kapitalistischen Gesellschaft auf historisch besondere Weise ineinandergreifen und deren Reproduktion ermöglichen. Die so bestimmten Akkumulationsregime hängen zudem von den sozialen Auseinandersetzungen ab, das heißt von den ökonomischen Klassenkämpfen und von den sogenannten „Grenzkämpfen“ (S. 45) an den Berührungslinien zwischen Wirtschaft und den ihr vorgelagerten „Anderen“ (S. 49). Grenzkämpfe seien dabei „so grundlegend“ (S. 47) wie Klassenkämpfe. Entsprechend der strukturellen und politischen Determinanten kommt Fraser zu folgender vierstufigen Periodisierung der Geschichte des Kapitalismus: merkantilen oder Handelskapitalismus (16. bis 18. Jahrhundert), liberal-kolonialer Kapitalismus (19. Jahrhundert), staatlich gelenkter Monopolkapitalismus (Mitte des 20. Jahrhundert) und den heutigen globalisierten neoliberalen oder auch finanzialisierten Kapitalismus.

## **Basis und Überbau statt Kokonstitution**

Frasers Buch widmet sich einer der zentralen Aufgaben kritischer Theoriebildung der Gegenwart: der Integration verschiedener Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse in einer kohärenten Gesellschaftstheorie. Das Problem ist allerdings, dass ihre „revidierte Vorstellung“ (S. 140; im englischen Original spricht Fraser ausdrücklich von „Revision“; C.S.) der marxschen Kapitalismustheorie zahlreiche Mängel aufweist, die typisch für intersektionale Positionen sind.

Die Autorin hat recht damit, dass der Kapitalismus nicht allein oder ausschließlich durch seine sozioökonomische Produktionsweise bestimmt wird. Der Kapitalismus ist „mehr als eine Ökonomie“ (S. 40). Anderes haben Marx und Engels auch gar nicht behauptet: Im Gegenteil beschreiben sie mit den Begriffen der Gesellschaftsformation und Gesellschaftsform, was Fraser als Kapitalismus neu fasst. Fraser missversteht Marx' Kapital, in dem er nicht, wie sie suggeriert, den Kapitalismus als ökonomisches System darstellt, sondern „die kapitalistische Produktionsweise und die ihr entsprechenden Produktions- und Verkehrsverhältnisse“ (MEW 23, S. 12), also die der kapitalistischen Gesellschaftsformation zugrunde liegenden sozioökonomischen Relationen zwischen den Klassen.

Ein wesentlicher Unterschied zu Marx' und Engels' Auffassung besteht darin, dass Fraser die Verhältnisse zwischen den Bereichen der Gesellschaftsform verflacht. Ihr Ansatz ist in diesem Punkt insofern intersektionalistisch, als dass sie alle Felder für in gleicher Weise kokonstitutiv für den Gesamtzusammenhang hält. Marx schreibt hingegen, dass es in allen Gesellschaftsformen „eine bestimmte Produktion“ sei, „die allen übrigen und deren Verhältnisse daher auch allen übrigen, Rang und Einfluß anweist. Es ist eine allgemeine Beleuchtung, worin alle übrigen Farben getaucht sind und [die] sie in ihrer Besonderheit modifiziert.“ (MEW 13, S. 637) Es wäre falsch, diese und ähnliche Passagen deterministisch zu interpretieren. Engels hat in mehreren Briefen darauf hingewiesen, dass alle nicht-ökonomischen Bereiche der bürgerlichen Gesellschaft, auch die Ideologien, relativ autonom sind, auf die Produktionsweise zurückwirken und in der Geschichte wirksam seien (vgl. z.B. MEW 37, S. 462–5). Dennoch, und das ist die entscheidende Differenz zu Fraser, entspringen die Staats-, Gedanken- und andere Formen aus der historisch besonderen Organisation der sozioökonomischen Relationen. Mit anderen Worten: Es gibt eine Hierarchie im kapitalistischen Gesellschaftsbau ausgehend von den ökonomischen Eigentums-, Produktions- und Verteilungsverhältnissen, weil über diese die gesellschaftliche Arbeit und die Distribution ihrer Produkte maßgeblich organisiert werden.

Mit der Strukturierung der Gesellschaft ausgehend von ihrer sozioökonomischen Basis ist auch eine Anatomie der sozialen Relationen und Kämpfe verbunden. Fraser leugnet diese Staffelung – in Übereinstimmung mit intersektionalen Positionen – zugunsten einer Pluralisierung der Widersprüche und Kämpfe. Was ihr dadurch entgeht, ist, dass es sich bei der Vielfalt der Widersprüche und Kämpfe um verschiedene Formen des Klassenwiderspruchs und -kämpfs handelt. Der Widerspruch zwischen den Klassen der Kapitalist\*innen und der Lohnarbeiter\*innen erstreckt sich heute von der Produktion aus auf alle Felder der bürgerlichen Gesellschaft. Ihrer eigenen Bewegungsformen unbenommen sind auch die nicht-ökonomischen Bereiche der Gesellschaft von ihm durchwirkt und auf das Kapital als dominanter sozialer Kraft ausgerichtet. Der Klassenwiderspruch ist deswegen der alle Terrains der Gesellschaftsformation übergreifende Widerspruch.

## **Die Besonderung der bürgerlichen Gesellschaftsformation**

Frasers Argumente gegen solche Anschauungen sind wenig überzeugend. Es ist zutreffend, dass die kapitalistische Ökonomie ohne die vier Hintergrundbedingungen nicht funktionierte. Aber das macht sie nicht automatisch zu bestimmenden Merkmalen des Kapitalismus. Denn die Enteignung anderer Völker, die Aneignung der Natur, die Inanspruchnahme der sozialen Reproduktion und des politischen Gemeinwesens sind nicht nur Voraussetzungen der bürgerlichen, sondern *aller* bisherigen Klassengesellschaften. Ferner sind alle Produktionsweisen, auch sozialistische oder kommunistische, darauf angewiesen, dass zum Beispiel Arbeitskräfte herangezogen werden oder die Natur in gewissem Maß als Quelle und Senke für die Produktion dient. Daher können diese allgemeinen Beziehungen weder die Besonderheit der kapitalistischen Gesellschaft begründen noch als strukturelle Bedingung einer solchen betrachtet werden. Die Partikularität der bürgerlichen Gesellschaft liegt vielmehr darin, wie die gesellschaftliche Arbeit über die sozioökonomischen Produktions- und Verteilungsverhältnis organisiert wird.

Damit sind keineswegs besondere Verhältnisse zwischen der kapitalistischen Ökonomie und den anderen Teilen der Gesellschaft ausgeschlossen. Nur sind sie erstens nicht Struktur gebend, zweitens nicht von so allgemeiner Natur, wie Fraser es darstellt, und drittens wird es den jeweiligen Beziehungen nicht gerecht, sie alle auf dieselbe Art und Weise als ein Verhältnis zwischen Wirtschaft und ihrem Außen zu konzipieren. Vielmehr sind die vier relativ autonomen Bereiche und die sie auszeichnenden, überlieferten Sozialbeziehungen und Entitäten unterschiedlich in das Kapitalverhältnis und die bürgerliche Gesellschaft integriert. Sie nehmen daher jeweils spezifische, durch das sozioökonomische Kapitalverhältnis gerahmte Formen an. Diese müssten ausgearbeitet werden.



Auch Frasers historisches Argument für die Geschichte des Kapitalismus ist nicht triftig. Dies liegt maßgeblich daran, dass sie für die Periodisierung erstens auf Konzepte zurückgreift, denen zufolge die Ökonomie kapitalistisch sein kann, ohne dass es ihre Produktion ist. Sie reduziert also die bürgerliche Ökonomie zirkulationistisch auf eine Marktökonomie, die Profite abwirft. Damit geht zweitens einher, dass nicht die Organisation und Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit zur Produktion und Reproduktion der Gesellschaft den Maßstab für die Klassifizierung von Gesellschaftsformationen bildet. Drittens ist laut Fraser die Akkumulation von Kapital im Handelskapitalismus und im gegenwärtigen finanzialisierten Kapitalismus gar nicht ökonomisch, sondern politisch bestimmt. Akkumulation basiere entsprechend in erster Linie auf An- bzw. Enteignung anstatt auf Ausbeutung. Dabei ist es heute genau umgekehrt: Die Produktion, die Dynamik gesellschaftlicher Entwicklung und Form des sozialen Reichtums zeichnen sich weiterhin durch das Kapitalverhältnis, also durch sozioökonomische Ausbeutung aus. Die Aneignung von Extraprofiten und nicht-ökonomischen Reichtums ist ein Zuschlag. Mit diesen drei Bestimmungen der bürgerlichen Gesellschaftsformation Frasers verschwimmen schließlich viertens die Differenzen zu den präkapitalistischen Formationen. Ihre Besonderheit ist nicht mehr begründbar.

## Zusätzlich verwendete Literatur

Engels, Friedrich (1967[1890]): Brief an Joseph Bloch vom 21. September 1890. In: Marx-Engels-Werke (MEW). Band 37. Dietz, Berlin, S. 462–5.

Marx, Karl (1978[1857]): Einleitung [zur Kritik der Politischen Ökonomie]. In: Marx-Engels-Werke (MEW). Band 13. Dietz, Berlin, S. 615–42.

Marx, Karl (1962[1867]): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Band 1. In: Marx-Engels-Werke (MEW). Band 23. Dietz, Berlin.

Nancy Fraser 2023:

Der Allesfresser. Wie der Kapitalismus seine eigenen Grundlagen verschlingt. Übersetzt von: Andreas Wirthensohn. 2. Auflage.

Suhrkamp Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-518-02983-1.

282 Seiten. 20,00 Euro.

**Zitathinweis:** Christian Stache: Intersektionaler Revisionismus. Erschienen in: Ausbeutung. 67/2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1809>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Eine Geschichte des Leides



**Wolfgang Hien**

Die Arbeit des Körpers

Von der Hochindustrialisierung bis zur neoliberalen Gegenwart

*Wenn über Arbeit gesprochen wird, muss die diskursive Perspektive geweitet werden, um das menschliche Leiden nicht aus dem Blick zu verlieren.*

Rezensiert von [Leon Schultze](#)

Beim wissenschaftlichen Arbeiten scheint Einigkeit darüber zu herrschen, dass man sich beflissen deskriptiv und neutral verhalten soll. Doch negiert dieser Anspruch die Wirklichkeit einer sich widerstreitenden Gesellschaft, die keineswegs den Menschen neutral gegenübertritt. Im weiteren Sinn unterschlägt die neutrale Wissenschaft sogar die Interessenkonflikte, die die bestehende Gesellschaft beherrschen. Eine kritische Theorie der Gesellschaft, die das Leid der Menschen zur Sprache bringen möchte, kann daher nicht neutral sein und ergreift aufgrund der Sache Partei für die Unterdrückten. Wie das aussehen kann, zeigt Wolfgang Hien in seiner Studie „Die Arbeit des Körpers“. Sie ist eine Geschichte des Leides, das der arbeitende Körper in der kapitalistischen Gesellschaft erfährt.

Wolfgang Hien räumt mit der Ideologie eines friedlichen Kapitalismus auf und konzentriert sich auf die brutalen und gewaltvollen Lebenserfahrungen von Menschen, auf deren Rücken erbaut wurde, was heute so selbstverständlich Wohlstand, Freiheit und Fortschritt genannt wird. Die Geschichte der Arbeit beschreibt er dabei stets als eine, die von Widerstand, Kampf und Organisation geprägt ist. Er zeigt, dass die herrschenden Zustände nichts Natürliches oder Schicksalhaftes sind, sondern Ergebnis eines erbitterten Kampfes, der nicht selten mit Armut, Elend oder dem Tod bezahlt wurde. Um diesen Übeln Ausdruck zu verschaffen, steht der Begriff des Leides im Zentrum. Dieser hat eine doppelte Bedeutung: Zum einen meldet er die Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse an und zum anderen eröffnet er eine „revolutionäre Perspektive“ (S. 33).

## Das Leid zur Sprache bringen

In erster Linie ist Hiens Forschung auf Deutschland und Österreich beschränkt. Doch unterschlägt er keineswegs, dass der Kapitalismus „global begründet und global orientiert“ (S. 329) ist. Gerade auf den letzten Seiten der Arbeit umreißt er die globale Perspektive des Kapitalismus. Auf der einen Seite produziert der Kapitalismus Subjekte, die sich in ihrer Arbeit verwirklicht sehen wollen, deren Alltag und freie Zeit aber durch das Diktat der Ökonomie bestimmt wird. Und auf der anderen Seite herrscht eine weiterhin barbarische Realität im „Kampf ums körperliche Überleben“ (S. 339). Wir sollten uns deswegen nicht darüber hinwegtäuschen lassen: Die Brutalität des Kapitalismus ist nicht Geschichte. Sie hat sich lediglich geografisch oder von den Metropolen der Welt an die Peripherie verschoben. Nicht umsonst gelten Städte in Indien, Pakistan, Bangladesch, China und so weiter als die Werkbänke der Welt. Die Beschreibungen der dortigen Arbeitsverhältnisse „lesen sich wie Berichte aus dem Europa des 19. Jahrhunderts“ (S. 335). Lebensbedrohliche Vergiftungen in brasilianischen Bayer-Betriebsstätten, tödliche Arbeitsunfälle in Textilfabriken in Bangladesch, Kinderarbeit und eine allgemein unterdurchschnittliche Lebenserwartung sind allgegenwärtig. Dabei handelt es sich um Arbeitsverhältnisse von

Unternehmen, die in Ländern wie Deutschland ein hohes Ansehen genießen: Bayer, BASF, Bosch, Siemens oder Braun.

Zugleich haben wir es nicht nur mit einer Spaltung in Nord und Süd zu tun. Die Gewalt der Lohnverhältnisse zieht sich „quer durch die kapitalistische Welt“ (S. 339). Auch innerhalb der Arbeiter:innenklasse findet ein stetiges Ringen um Anerkennung und Abgrenzung statt. Deutlich wurde dies beispielsweise an der Migrationspolitik der BRD in den 60er und 70er Jahren:

*„Zunächst arbeiteten Millionen Einheimische, dann zunehmend Millionen von Migranten und Migrantinnen unter Verhältnissen, die von Schmutz, Dreck, Staub, Gift, Hitze, Kälte, Unfällen, körperlicher Schwerstarbeit, Diskriminierung, Sozialrassismus und behördlicher Ignoranz geprägt waren.“ (S. 203)*

Hinsichtlich partieller Aufstiegsmöglichkeiten in der deutschen Nachkriegszeit übernehmen vermehrt migrantisierte Arbeiter:innen die gefährliche, dreckige und harte Arbeit, die zuvor noch von „Einheimischen“ verrichtet werden musste. Diese neue Verteilung der Arbeit knüpfte nicht nur perfekt an den menschenverachtenden Rassismus der Kapitaleseite an, sondern ebenso an die Ressentiments der Arbeiter:innenklasse, die sich der harten und dreckigen Arbeit nicht mehr würdig sah. Die Verachtung der Hilfloosesten und Schwächsten integrierte sich in die Arbeiter:innenklasse. Es entsteht eine innere Spaltung zwischen dem „arbeitsaristokratischen Deutschen und minderwertigen Ausländern“ (S. 206). Die Arbeitsverhältnisse bekommen damit einen rassistischen und vor allem postkolonialen Schlag. Dieser Diskurs setzt sich bis heute fort, beispielsweise in Gestalt der „qualifizierten Arbeitskraft“.

Gemischt mit entweder biologistischen oder kulturalistischen Ideologien produziert der Kapitalismus Legitimationsstrategien, die sich in der Verteilung von Arbeit oder Fortbestehen bestimmter Arbeitsverhältnisse zeigen. Das wird auch deutlich, wenn es um gesundheitliche Aspekte geht. So zeigt Hien eindrücklich, dass das Kapital seit jeher daran interessiert ist, seine gesundheitlichen Folgen zu externalisieren und andere Ursachen dafür ins Feld zu führen. Eine prominente Erklärung ist der Verweis auf die Biologie. Auch heute lässt sich am Diskurs um psychische Erkrankung ein Backlash hin zu biologistischen Erklärungsversuchen finden, die deren Ursache nicht in den gesellschaftlichen Verhältnissen verortet, sondern sie durch genetische oder neurobiologische Dispositionen des Individuums erklärt wissen will.

## **Von wegen human...**

Und so ist auch die sogenannte Arbeit 4.0 keineswegs würdevoll oder human. Unter dem Label Arbeit 4.0 wird eine computerbasierte, digitale und automatisierte Arbeit verstanden, die nicht auf körperlicher Arbeit beruht. An Beispielen wie Zalando, Amazon oder auch der IT-Branche wird das Bild der schönen neuen Arbeitswelt jedoch Lügen gestraft. „Reine Körperpolitik wird zu einer Politik erweitert, die das Seelische und Geistige umfasst. Gefordert wird nicht mehr die bloße Verausgabung der Arbeitskraft, sondern die des ganzen Menschen“ (S. 269). Auch zu der oft propagierten Abschaffung der körperlichen Arbeit wird es so schnell nicht kommen. Hien räumt zwar ein, dass es eine wichtige Unterstützung durch Roboter im Arbeitsprozess gibt, aber die menschliche Arbeitskraft dadurch nicht obsolet würde. Vielmehr verdichtet sich der Arbeitsprozess noch drastischer: „Für einen Arbeitsschritt, den der Roboter übernimmt, kommen fünf oder zehn neue Arbeitsschritte auf den Menschen zu, der in der unmittelbaren Produktion eingesetzt wird.“ (S. 273) Das verdeutlicht Hien an Beispielen wie der Automobilindustrie oder Onlinediensten wie Zalando. Die digitale Unterstützung, zum Beispiel um Barcodes zu scannen, erweist sich hier als hilfreiches Kontroll- und Überwachungsmittel von Arbeitsvorgängen. War der Toilettengang zuvor noch eine Möglichkeit, um Pause zu machen, ist nun genauestens protokolliert, wer wann, wie und wo sich „gehen lassen“ hat und damit Repressalien riskiert.

Da die Breite und Vielschichtigkeit des Buches keine einfache Zusammenfassung erlaubt, sollten

sich die Leser:innen selbst überzeugen. Wolfgang Hiens Studie zur Arbeit des Körpers ist nicht nur eine klare Leseempfehlung, sondern ein Muss für eine kritische Perspektive auf vergangene und gegenwärtige Arbeitsverhältnisse. Die detaillierten Schilderungen der Arbeitsverhältnisse – global und lokal –, die getrost verdrängt und wahlweise unbekannt bleiben, lassen einen bitter aufstoßen. Die Fülle an Quellen und ihre interdisziplinären Zusammenhänge aus Philosophie, Arbeitsgeschichte und Literatur sind wirklich beeindruckend und erschüttern das eigene Weltbild.

Wolfgang Hien 2022:

Die Arbeit des Körpers. Von der Hochindustrialisierung bis zur neoliberalen Gegenwart. 2. Auflage. Mandelbaum Verlag, Wien.

ISBN: 978385476-798-5.

364 Seiten. 25,00 Euro.

**Zitathinweis:** Leon Schultze: Eine Geschichte des Leides. Erschienen in: Ausbeutung. 67/ 2023.

URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1815>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Arbeit für die Tonne



**David Graeber**

**Bullshit-Jobs**

Vom wahren Sinn der Arbeit

*Über die Zunahme sinnentleerter Jobs in den vergangenen Jahrzehnten und deren ökonomische und mentale Auswirkungen auf die Menschen, die sie ausüben.*

Rezensiert von [Cornelia Stahl](#)

Immer vielseitiger werden unsere Jobs. Finanzdienstleistungen, Telefonwerbung, Hochschul- und Gesundheitsverwaltung, Personalwesen, Public Relations deuten an, wie groß das Berufsspektrum heutzutage ist – und wie problematisch. „Es ist, als würde sich irgendjemand sinnlose Tätigkeiten ausdenken, nur damit wir ständig arbeiten“ (S. 15), so der Anthropologe David Graeber. Denn was sich hier aufdrängt, ist die Frage: Wie zufrieden bin ich eigentlich mit meiner Arbeit? Finde ich meinen Job sinnvoll? Eine zunehmende Zahl von Menschen kann diese Frage leider nur verneinen und ist zutiefst unzufrieden mit dem eigenen Job. „Ein Drittel unserer Jobs ist sinnlos“, resümierte David Graeber noch 2018 in einem Interview mit der österreichischen Zeitung *Der Standard*.

In die Tiefen dieses sinnlosen Arbeitsirrsinns begleitet uns Graeber 2018 in seinem Buch „Bullshit-Jobs“, das inzwischen so etwas wie einen Klassiker der Anthropologie zeitgenössischer Arbeit geworden ist. In diesem Text stellt er in sieben Kapiteln Beispiele sinnentleerter Jobs und deren persönliche und gesellschaftliche Auswirkungen vor, beleuchtet dabei die Außenperspektive, kategorisiert Typen von sogenannten Bullshit-Jobs, zeigt aber auch auf, wie sich Menschen fühlen, die in einem Bullshit-Job tätig sind. Er markiert dabei schonungslos Formen der seelischen Gewalt. Doch Graeber belässt es nicht bei einer bloßen Beschreibung, sondern geht den Gründen für die stetige Vermehrung von Bullshit-Jobs nach und der Frage, wie sie finanziert werden. Und fragt schließlich, wie Alternativen zu bestehenden sinnentleerten Jobs aussehen könnten?

## Arbeit ohne Wert

Ist meine Arbeit sinnvoll oder Bullshit und wie lässt sich das bewerten? Graeber schreibt dazu:

*„Das eigentlich heikle Problem stellt sich erst, wenn es darum geht, ob bestimmte Formen der Arbeit (beispielsweise Telefonwerbung, Marktforschung und Beratung) Bullshit sind, das heißt, ob man von ihnen behaupten kann, dass sie irgendeinen positiven gesellschaftlichen Wert produzieren.“ (S. 43)*

Und die Einschätzung dazu kommt am besten von den Menschen, die solche Tätigkeiten ausführen. Denn ihnen ist oft bewusst, wie nutzlos ihre Arbeit für das Wohlergehen der Welt ist. Anders sieht es weiter oben auf der Karriereleiter aus: „Unternehmenslobbyisten oder Finanzberater [sind möglicherweise] tatsächlich Anhänger einer Theorie der gesellschaftlichen Werte nach der ihre Arbeit für die Gesundheit und das Wohlergehen der Nation unentbehrlich sind.“ (ebd.) Wer also führender Teil einer Unternehmensstruktur ist, stellt diese nicht mehr infrage, da er oder sie selbst materiell und im beruflichen Ansehen immens von diesen Strukturen profitiert.

Aber oft sitzen Menschen in Bullshit-Jobs abwartend herum. Eigentlich könnten sie die freie Zeit während der Arbeit für andere, sinnvollere Dinge nutzen. Aber, „[w]arum führt eine sinnlose Tätigkeit so regelmäßig dazu, dass Menschen sich elend fühlen?“ (S. 117) Man könnte doch annehmen, dass Menschen, die für ihr Nichtstun bezahlt werden, besonders glücklich sind. Doch das Gegenteil ist der Fall: Viele fühlen sich wertlos, deprimiert und unglücklich.

Graeber stellt Beispiele wie Eric vor, der als Interface-Administrator in einem Designunternehmen arbeitet und die Arbeit verschiedener Filialen in Großbritannien aufteilen soll. Seine Arbeit war „Flickschusterei“ – wie Graeber dies nennt – für ein internes Kommunikationsproblem auf der Führungsebene, bei der „die Partner nicht in der Lage waren, zum Telefon zu greifen und sich untereinander abzustimmen“. (S. 120) Bullshit-Jobs sorgen zwar für ein finanzielles Auskommen, jedoch höhnen sie Menschen von innen aus. Und das ist kräftezehrend und seelisch zermürend. Wo das Prinzip der Selbstwirksamkeit, also das Gefühl, etwas bewirken zu können, fehlt, da fehlt auch der Sinn. Und Fragen nach einem Sinn im Leben sind nun einmal eng an Fragen einer Sinnhaftigkeit beziehungsweise Sinnstiftung in der Arbeit geknüpft.

## Indifferenz der Gesellschaft

Einen Grund für den Anstieg von Bullshit-Jobs sieht Graeber in der Finanzbranche, in der sinnentleerte Tätigkeiten nach wie vor anwachsen: „Lakaienstellen werden geschaffen, weil die Inhaber von Machtpositionen in einem Unternehmen ihre Untergebenen für ein Statussymbol halten“ (S. 243) Je mehr Untergebene ich habe, desto höher ist mein Status im Unternehmen selbst. Dem Autor geht es in seinen Ausführungen nicht nur um das Aufzeigen von irren Alltagsdetails aus dieser Branche, sondern auch um eine gewisse Haltung und Moralvorstellung seitens der Arbeitgeber\*innen, also um Manager\*innen, die „stolz darauf sind, mit welcher Rücksichtslosigkeit sie andere Unternehmen übernommen haben und sie im Namen von Gesundheitschumpfung und Effizienz mit gewaltigen Schulden belasten. Die gleichen Manager sind auch stolz auf ihren aufgeblasenen Personalbestand.“ (S. 257f.)

Dieser Umstand geht zu Lasten der Psyche der Beschäftigten, wie Graeber an vielen anschaulichen Beispielen herausstellt. Doch warum haben wir als Gesellschaft eigentlich nichts gegen das Wachstum sinnloser Beschäftigung einzuwenden? Graeber konstatiert, dass wir es bisher noch nicht erlebt haben,

*„dass Politiker sich abschätzig über Bullshit-Jobs geäußert hätten, dass wissenschaftliche Tagungen der Frage nachgegangen wären, warum die Bullshit-Jobs sich vermehrt haben, dass Meinungsartikel die kulturellen Auswirkungen von Bullshit-Jobs erörtert hätten oder dass Protestbewegungen auf die Straße gehen würden, um sie abzuschaffen. [...] Warum fahren wir die globale Arbeitsmaschine nicht herunter?“ (S. 281f.)*

Graeber ist davon überzeugt, dass wir mit weniger Arbeitszeit, mit circa 15 bis 20 Arbeitsstunden pro Woche auskommen würden. Aber wir haben „als Gesellschaftskollektiv entschieden, dass es besser ist, wenn Millionen Menschen viele Jahre ihres Lebens so tun, als würden sie etwas in Tabellenkalkulationen eintragen oder als geistige Landkarten für PR-Meetings vorbereiten.“ (S. 282) Dem müsse mit einer Anti-Bullshit-Kampagne entgegengetreten werden. Es bedarf überhaupt einmal eines gesellschaftlichen Bewusstseins für die Problemlage. Und Graeber geht hier noch weiter, in dem er „ein vollständiges Grundeinkommen“ fordert, das den Zwang zum Arbeiten völlig beseitigen“ (S. 401) würde. Ob das schon die Lösung des Problems darstellen kann, ist fraglich. Eine größere Empathie für Arbeiter\*innen in Bullshit-Jobs einzufordern, ist wichtig, aber eine Überwindung des finanzialisierten Kapitalismus bleibt unerlässlich. Den Finger in eine Wunde kapitalistischen Wirtschaftens zu legen, Arbeiter\*innen eine Stimme zu geben und die Einführung des Kampfbegriffs Bullshit-Job, sind die Verdienste dieses wichtigen Buches.

David Graeber 2023:

Bullshit-Jobs. Vom wahren Sinn der Arbeit. Übersetzt von: Sebastian Vogel. 6. Auflage.

Klett-Cotta-Verlag, Stuttgart.

ISBN: 978-3-608-98245-9.

464 Seiten. 15,00 Euro.

**Zitathinweis:** Cornelia Stahl: Arbeit für die Tonne. Erschienen in: Ausbeutung. 67/ 2023. URL:

<https://kritisch-lesen.de/c/1812>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Ausbeutungsmaschine



**Peter Schadt**  
Digitalisierung

*Mit der Digitalisierung werden die Schrauben der Rationalisierung angezogen. Arbeit wird billiger und verdichtet, aber nicht überflüssig.*

Rezensiert von [Theresa Hanske](#)

Die Digitalisierung läuft auf Hochtouren. Begeistert sind aber wohl nur noch die PR-Agenten des Kapitals, und auch sie zunehmend verhaltener. Selbst sie machen sich Sorgen, dass ChatGPT das Zeug hat, sie zu ersetzen. Gerüchte, dass der Schritt zur gefühlsbegabten KI vollzogen sei, ruft die notorischen Warner auf den Plan, die gesellschaftlichen Folgen zu bedenken, wenn die KI die dunklen Seiten ihrer Persönlichkeit entdeckt – und auslebt. Elon Musk & Co. fordern daraufhin ein Moratorium auf KI-Forschung, und aufmerksame Beobachter:innen fragen sich, ob das nicht auch wieder nur ein Werbecoup ist.

Vor einigen Jahren noch ließen sich viele, auch Linke, vom Digitalisierungsoptimismus eines Paul Mason anstecken, der dem tendenziellen Fall der Profitrate einen neuen, ermutigenden Twist gegeben hatte: Die Digitalisierung eröffnete hiernach die Möglichkeit, sozusagen in den Falten des Kapitalismus, diesen zu überwinden. Und dies gerade wegen der Besonderheit, die die Informationstechnologie vor ihren analogen Pendanten auszeichnet, nämlich zu ihrer Vervielfältigung praktisch keiner Arbeit mehr zu bedürfen. Produktion auf der Grundlage dieser Technik hat, so schwelgte man, im Prinzip also bereits den Übergang einprogrammiert zum „Postkapitalismus“ (so auch der Titel seines 2016 erschienen Buches). Seither ist die Zuversicht der Ernüchterung gewichen. Weder ist die Produktion auf dem Weg, von der Waren- auf Gebrauchsgüterwirtschaft umzustellen, noch haben sich die Erwartungen erfüllt, dass mithilfe der digitalen Techniken andere Formen der sozialen Praxis allgemein werden: Sharing-Ökonomien sind von Plattform-Ökonomien übernommen worden; die Organisation einer kritischen Masse bleibt das kleinteilige Geschäft, das es von jeher war, aus dem Flashmob will einfach keine soziale Bewegung werden.

## Folgen der Digitalisierung

Die Digitalisierung ist schal geworden. Wir haben in ihr nicht den Algorithmus der Befreiung gefunden. Schon die Verwendung des Begriffs zur Beschreibung eines sozial-technologischen Komplexes muss sich den Vorwurf gefallen lassen, damit im Grunde das System zu affirmieren, wie Tom Stroh Schneider in der OXI bereits vor über drei Jahren festhielt. Er ist verbraucht und taugt nicht mehr zur emanzipatorischen Emphase. Das sollte uns aber nicht davon abhalten, uns weiter mit dem Phänomen zu befassen. Mit fortschreitender Durchdringung sind die Konsequenzen der digitalen Techniken aktueller denn je: für die Gesellschaft, für die Art, wie wir produzieren und konsumieren, wie und unter welchen Bedingungen wir arbeiten.

Peter Schadt hat in der Reihe Basiswissen von PapyRossa eine kleine Einführung zur Digitalisierung vorgelegt, die sich derartigen Folgeabschätzungen widmet. Er steht damit keineswegs allein. Doch



seine Einführung sticht insofern heraus, als sie die Digitalisierung in der Produktion und spezifischer in der Automobilindustrie betrachtet. Es geht darum, die Folgen der Digitalisierung auf den Gesamtprozess der Reproduktion des Kapitals – dort also, wo sich Produktions- und Zirkulationssphäre verschlingen – in den Blick zu bekommen. Da erweist es sich als hilfreich, dass er gleich zu Anfang mit der Vorstellung aufräumt, die Folgen ließen sich aus den Besonderheiten der digitalen Technik ermitteln. Nicht die Technik als solche ist entscheidend, sondern wer die Technik zu welchem Zweck einsetzt und dies meint, die Digitalisierung mit den jeweils eigenen Zielsetzungen vorantreibt.

## **Wahre Interessen**

Wofür das Buch bei der Digitalisierung interessieren will, sind ihre Akteure und deren Interessen. Folgerichtig sind die vier Kapitel des Buches jeweils einem der Akteure gewidmet: den Unternehmen, dem Staat, den Lohnabhängigen und den Ideologen.

Wie die Verhältnisse beschaffen sind, kann es nicht überraschen, dass die Folgen der Digitalisierung dem Zweck der kapitalistischen Produktionsweise entsprechen: der Mehrung der Profite, indem die Arbeitskraft ausgebeutet wird. Egal ob in der Smarten Fabrik oder im Internet der Dinge, mit dem Einsatz und der Vernetzung von digitalen Techniken zielen die Unternehmen stets auf die Steigerung der Profitrate. Sie erwarten von der Digitalisierung höhere Profite durch Verbilligung und Verdichtung von Arbeit, durch die Beschleunigung der Umschlagszeiten, durch die Erweiterung von Marktanteilen. Der Staat ist dem Kapital verpflichtet, daran ändert auch die Digitalisierung nichts, weil er die Voraussetzungen für die Kapitalakkumulation schafft und erhält. Er setzt ihre Rahmenbedingungen durch Infrastruktur und Recht und sichert sie, im Zweifel auch militärisch, ab. Die Lohnabhängigen erleben, dass ihre Tätigkeiten immer fragmentierter, einseitiger, langweiliger und gleichzeitig stressiger werden. Überdies sehen sie, dass ihre Aufgaben auf ein immer kleinteiligeres Format heruntergestutzt werden, was vorausverweist auf ihre baldige Ersetzung durch eine mehr oder minder intelligente Softwarelösung. Ersetzt werden sie allerdings nur dann, wenn die Kosten für die digitalen Maschinen niedriger sind als ihre Lohnkosten; solange dies nicht der Fall ist, dürfen sie sich weiter abrackern. Den Ideologen liefert die Digitalisierung den Stoff für ihre Narrative. Sie spinnen Erzählungen von einer unpersönlichen Kraft, der wir uns nicht entziehen können; sie rufen auf zu verhindern, dass die Maschinen übernehmen und appellieren an einen Kapitalismus mit menschlichem Antlitz; sie fordern, uns die Arbeit zu erhalten, indem alles dafür getan werde, das Potenzial der Digitalisierung freizusetzen; sie geben vor, uns von den Banken und anderen Intermediären durch Kryptowährung zu befreien.

Das Buch liefert keine Anhaltspunkte, wo sich Gegenkräfte formieren und wo sie ansetzen sollten. Ebenso erfahren die Leser:innen nichts darüber, wo sich Widerstand gegen die Folgeerscheinungen der Digitalisierung bereits artikuliert. Es kümmert sich nicht um die Gegenmacht. Aber es diskutiert kritisch (mögliche) Gegentendenzen, die auf den ersten Blick geeignet scheinen, einige Wirkungen des digitalisierten Kapitalismus abzubremesen.

## **Kommunitaristische Produktionsgemeinschaft statt kommunistischer Produktionsweise?**

Der Ruf nach einem gemeinsamen Standard, den die umfassende Vernetzung der Maschinen und Dinge durch Vereinheitlichung von Protokollen und Dateiformaten erfordere, ist in der öffentlichen Diskussion zur Digitalisierung schon zum Topos geworden. Damit verbindet sich die Erwartung, die einzelnen Unternehmen aus der Tech-Branche und der Fertigungsindustrie sollten und könnten im gemeinsamen Interesse ihr Eigeninteresse zurückstellen. Konkret meint das, ihre idiosynkratischen, das heißt herstellereigenen Datenformate zugunsten einer einheitlichen Lösung aufzugeben. Der Standard wird als das gemeinsame Ziel zum Nutzen aller stilisiert – der im Feld tätigen Unternehmen, ebenso wie der Gesellschaft insgesamt. Denn nur wenn alle Produkte, Maschinen wie Endprodukte, tatsächlich miteinander kommunizieren können, indem der

Datenaustausch reibungslos funktioniert, kann die Smarte Fabrik und das Internet der Dinge Wirklichkeit werden. Die Vereinheitlichung von Protokollen, der Standard, ist dafür nicht der einzige Weg, aber unzweifelhaft der effizienteste. Eine Einigung ist indessen nicht in Sicht. Schadt erteilt all denen eine Absage, die auf eine faire Aushandlung des Standards oder auf die beste Lösung als Standard hoffen. Die Erfahrung aus der Vergangenheit spricht ohnehin eher dafür, dass am Ende einer der Big Player seinen Standard den anderen aufdrücken wird. Die Digitalisierung nötigt die Kapitalisten zur Kooperation, schafft aber nicht die Voraussetzungen dafür. Die Konkurrenz kann auch von den Kapitalen selbst nicht zugunsten einer Produktionsgemeinschaft überwunden werden. Sie handeln strategisch und einige Strategien favorisieren Transparenz vor Geschäftsgeheimniskrämerei. Aber nicht die Digitalisierung drängt die Kapitale zu einer Open-Source-Politik, sondern manchmal ist die Open-Source-Politik die erfolgreichste Strategie, um in der Konkurrenz zu bestehen.

## Ausbeutung und Produktivität

Im letzten Teil des Buches nimmt Schadt den Faden noch einmal auf. Unter der Frage „Geht uns die Arbeit aus?“, so die Überschrift des letzten Unterkapitels, widmet er sich den Versuchen, aus eben dem Widerspruch herauszufinden, der sich aus den Konsequenzen der Digitalisierung zu ergeben scheint: Wenn die digitalen Techniken langfristig die menschliche Arbeitskraft ersetzen, bedeutet dies nichts anderes, als dass die Lohnarbeit verschwindet – und, so kann man ergänzen: die kapitalistische Produktionsweise an ihr Ende gelangt. Für diese Frage erweist sich die Wachstumslogik des Kapitalismus als richtungsgebend, und zwar unabhängig davon, ob man dabei hoffnungsvoll einem Postkapitalismus à la Mason entgegenblickt oder bei den düsteren Aussichten auf Krise und Zusammenbruch erschauert.

Der Zwang zur Produktivitätssteigerung, der den Kapitalismus ausmacht, kann aussehen, als wäre er sein Selbstreparaturmechanismus. Er bewahrt den Kapitalismus davor, sich selbst aufzuheben. Produktivitätssteigerung hat eine Ausweitung der Produktion zur Folge und dies wiederum, dass, absolut gesehen, auch wieder mehr Arbeitskraft nötig wird. Stellvertretend für diese Sicht zitiert Schadt Michael Frenzel,

*„Kommunalpolitiker und bis 2013 Vorstandsvorsitzender der Preussag AG bzw. der TUI AG und Gründungsmitglied des Wirtschaftsforums der SPD: „Erst wenn der Produktivitätszuwachs das Wirtschaftswachstum überholt, wird es für Arbeitsplätze gefährlich.“ (S. 108)*

In dieser Logik hängt also alles daran, dass die Produktivität tatsächlich durch die Digitalisierung gesteigert wird und die so erzeugte Flut an Waren auch verkauft wird. Anders als Schadt könnten die Leser:innen nun darauf verfallen, dem Ideologen Frenzel das Produktivitätsparadox entgegenzuhalten, nach dem die Steigerung der Produktivität in den letzten Jahren, relativ gesehen zu den massiven Investitionen in digitale Techniken, wider Erwartungen ausbleibt. Was also bräuchte es zum Takeoff in Sachen Produktivitätssteigerung durch Digitalisierung oder anders gefragt: Warum bricht mit dem sich digital erneuerten Kapitalismus nicht der nächste Wachstumszyklus an? Würde Schadt am Ende seines Buches tatsächlich diese Frage stellen, dann fühlte der Leser oder die Leserin sich womöglich mit der Lektüre wieder an den Anfang verwiesen – sicherlich nicht der beste, da irgendwie zyklische, Schluss für eine Einführung ins Thema.

Aber das Problem ist ohnehin nicht das Produktivitätsparadox, denn die maßlose Produktivitätssteigerung ist selbst höchst prekär. Sie ist darauf angewiesen, sich stets neue Absatzmärkte zu schaffen, soll sie nicht unweigerlich auf eine Überproduktionskrise zusteuern. Doch Schadt gibt den Leser:innen am Ende, dem echten Ende des Buches, noch eine bedenkenswerte Einsicht mit auf den Weg. Sie nämlich bestimmt das Verhältnis von Produktivität und Arbeit als das, was es ist: Ausbeutung von Arbeitskraft. Die Digitalisierung hebt nicht das Wertgesetz aus. Darum ist die Produktivität nicht auf die Verringerung der Arbeitskraft zu beziehen, sondern auf die Verringerung der Arbeitskosten. Die Steigerung der Produktivität steht im

Verhältnis zur Intensivierung der Arbeit, nicht zu ihrer Ablösung.

## **Zusätzlich verwendete Literatur**

Mason, Paul (2016): Postkapitalismus. Grundrisse einer kommenden Ökonomie. Suhrkamp Verlag, Berlin.

Strohschneider, Tom (2019): Vergesst die Digitalisierung. Über einen Begriff, der falsche Verhältnisse gegen Veränderung verteidigt. In: OXI 1, 2019.

Peter Schadt 2022:

Digitalisierung.

PapyRossa Verlag, Köln.

ISBN: 978-3-89438-783-9.

118 Seiten. 9,90 Euro.

**Zitathinweis:** Theresa Hanske: Ausbeutungsmaschine. Erschienen in: Ausbeutung. 67/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1821>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Prekär streiken



**Peter Nowak (Hg.)**

Ein Streik steht, wenn mensch ihn selber macht  
Arbeitskämpfe nach dem Ende der großen Fabriken

*Der Band versammelt Berichte und Reflexionen über Arbeitskämpfe in ungewöhnlichen Arbeitsbereichen.*

Rezensiert von [Dietmar Lange](#)

Prekäre Arbeitsverhältnisse wie unsichere oder schlecht bezahlte Arbeitsplätze, Leiharbeit und Scheinselbstständigkeit sind längst keine Randphänomene mehr. Sie finden sich mittlerweile in sämtlichen Bereichen der Arbeitswelt. Durch die Auslagerung ganzer Unternehmensbereiche und die Aufweichung (oder neudeutsch „Flexibilisierung“) gesetzlicher sowie tarifvertraglicher Regelungen sind davon längst auch die sogenannten Normalarbeitsverhältnisse, das heißt sozialversicherungspflichtige Festanstellungen, betroffen. Das bekommen auch die Gewerkschaften zu spüren, die mit sinkenden Mitgliederzahlen und einer abnehmenden Kompromissbereitschaft der Unternehmensführungen konfrontiert sind. Nicht zuletzt das lange Zeit als besonders fortschrittlich geltende Modell der Industriegewerkschaft, das sich an der Interessenvertretung und sozialpartnerschaftlichen Mitwirkung der Stammebelegschaften in großen Unternehmen orientiert, zeigt große Schwierigkeiten, auf die zunehmend fragmentierten Arbeitsverhältnisse zu reagieren. Das äußert sich auch in der wachsenden Bedeutung kleinerer kämpferischer Gewerkschaften in einigen Bereichen der heutigen Arbeitswelt. Zugleich hat sich in den letzten Jahren eine lebhafte Debatte über neue Organisationsansätze und Instrumente des Arbeitskampfes entwickelt. Sie wird vor allem international geführt, in gewerkschaftsnahen Publikationen wie der europaweit erscheinenden „Transfer“ oder auf transnationalen Konferenzen von Streikaktivist\*innen und Basisgewerkschafter\*innen, wie im Oktober 2015 im polnischen Poznan. Einige Arbeitssoziolog\*innen vergleichen die Situation dabei sogar mit derjenigen im 19. Jahrhundert, als Gewerkschaften wesentlich netzwerkartiger organisiert waren und ihre Funktion nicht so sehr in der Interessenvertretung innerhalb der Unternehmen, sondern in der Organisation von Solidarität auf regionaler Ebene bestand.

## Streiks außerhalb der großen Fabrik

Diese Situation in der heutigen Arbeitswelt bildet den aktuellen Hintergrund für das kleine Sammelbändchen des Berliner Journalisten Peter Nowak zu „Arbeitskämpfen nach dem Ende der großen Fabrik“, wie es im Untertitel heißt. Es kann als Beitrag zu den laufenden Debatten aus aktivistischer Sicht betrachtet werden. Dabei versammelt Nowak Beispiele von Arbeitskämpfen aus sehr unterschiedlichen und teilweise auch sehr ungewöhnlichen Bereichen. So geht es um Arbeitskämpfe von Sexarbeiterinnen und um Arbeitskämpfe in einem Berliner Spätkauf, im Theater und im Gefängnis. Die Autoren und Autorinnen waren und sind zumeist selbst Protagonist\*innen dieser Kämpfe oder in Unterstützungsaktionen aktiv. Deutlich wird dabei die große Rolle, die ein solidarisches Umfeld und die Auseinandersetzung in der Gesellschaft einnehmen, um eine oftmals mangelhafte Produktionsmacht der Beschäftigten auszugleichen. Daher geht es in dem Buch auch um die Verbindung von Arbeitskämpfen und sozialen

Bewegungen.

Es finden sich auch historische Ausflüge, so zu einem Solidaritätskomitee von Lesben und Schwulen für den britischen Bergarbeiterstreik 1984 und 1985, für das sich die Kumpels mit ihrer Beteiligung auf der Gay-Pride-Parade in London revanchierten. Zum größten Teil werden in dem Buch jedoch noch sehr frische und teilweise noch laufende Auseinandersetzungen behandelt.

## **Der Blick über den Tellerrand hinaus...**

Zu loben ist, dass die Beiträge sich nicht auf Deutschland beschränken, sondern sich, durch Beispiele aus Frankreich und Italien, in einen europäischen Kontext einordnen lassen. So geht Willi Hajek im Rahmen eines Beitrages über ein europäisches Netzwerk von Basis- und alternativen Gewerkschaften auf die französischen Basisgewerkschaften SUD-Solidaires und ihr Selbstverständnis eines „*syndicalisme différent*“ (S. 10) ein. Damit ist gemeint, dass sich die französischen Basisgewerkschafter\*innen nicht nur auf die Probleme am Arbeitsplatz konzentrieren, sondern auch das Verhältnis zu den Konsument\*innen reflektieren und diese in die eigene Strategie mit einbeziehen.

*„Der Typ Syndikalismus, den die Sud-Gewerkschaften repräsentieren, betrachtet umgekehrt die Gesellschaft als praktischen Zusammenhang der Menschen, in dem die Lohnabhängigen nicht nur Objekte, sondern zugleich tätige Subjekte, gesellschaftliche Produzent\_innen sind und in dieser Eigenschaft das Kapitalverhältnis und die es schützende Politik als Hindernis, als ‚Ballast‘ erleben“ (S. 10f.).*

In diesem Zusammenhang wird auf eine Reihe von Arbeitskämpfen eingegangen, in denen sich die Arbeiter und Arbeiterinnen direkt an ihr gesellschaftliches Umfeld wandten. So etwa Arbeitsniederlegungen im Pariser Hotel- und Friseurgewerbe, die mit großer öffentlicher Unterstützung geführt wurden, oder bei einem Energieversorger, bei dem die Monteure für kostenlose Stromversorgung für arme Haushalte sorgten. Besonders interessant ist das Beispiel der Intermittents du spectacle, der französischen Kulturschaffenden, denen die Regierung Hollande 2014 mit Kürzungen der Ausgleichszahlungen im Falle von Arbeitsunterbrechung drohte. Eine Maßnahme, gegen die sich die Intermittents mit öffentlichen Mobilisierungen und Diskussionen zur Wehr setzten. Die Schilderung dieses Kampfes kann dabei als Prolog zu den jüngsten Auseinandersetzungen um die Reform des Arbeitsgesetzes El Khomri und die Platzbesetzungsbewegung Nuit Debout gelesen werden: „[D]ie Intermittants sind praktisch seit 2003 ein aktiver Teil der rebellischen Lohnarbeit, der auch gerade durch seine Aktionsformen, durch seine Kultur der Versammlungen, durch sein öffentliches Auftreten ein wirklich sozialrevolutionäres Milieu geschaffen hat“ (S. 22f.).

Zwei Mitglieder von labournet.tv behandeln die Auseinandersetzungen in der italienischen Logistikbranche. Das Besondere an diesem Arbeitskampf ist, dass hier seit 2008 vor allem migrantische Arbeitskräfte, in einer allgemeinen ökonomischen Krisensituation und ohne Unterstützung der großen nationalen Gewerkschaften, erfolgreich für Lohnerhöhungen und die Anerkennung der nationalen Branchentarifverträge in ihren Unternehmen kämpfen. Unterstützung erhalten sie dabei von kleinen Basisgewerkschaften, wie der S.I. COBAS, in der ältere Militante aus den Fabrikkämpfen der 1960er und 1970er Jahre aktiv sind, und durch die außerparlamentarische Linke aus dem Umfeld der centri sociali, der italienischen Hausbesetzer\*innenbewegung. Letztere sorgten vor allem für die massenhafte Beteiligung bei Streikposten und Straßenblockaden, die erfolgreich die Auslieferung von Waren aus den Lagerhäusern blockierten und die Unternehmen an einem empfindlichen Punkt trafen.

## **... und wieder nach Deutschland**

Es bleibt dem Leser und der Leserin selbst überlassen, die vielen Parallelen und Verbindungen zu

den Beispielen aus Deutschland herauszusuchen. Sie sind jedoch vorhanden. So bei den Auseinandersetzungen an der Berliner Universitätsklinik Charité um eine bessere Personalausstattung, wo die Beschäftigten unter dem Slogan „Mehr von uns ist besser für alle“ (S. 82) auch die Qualität der Gesundheitsversorgung für die Patient\*innen thematisieren. Aber auch bei den Auseinandersetzungen im Einzelhandel, bei H&M und bei Amazon, die von Solidaritätskreisen unterstützt werden, in denen sich vor allem die außerparlamentarische Linke einbringt. So haben etwa Aktivist\*innen aus dem Blockupy-Bündnis, welches durch Großdemonstrationen gegen die EZB in Frankfurt am Main 2012 bis 2015 Aufmerksamkeit erregt hatte, die Streikenden bei H&M und Amazon 2013 mit Aktionen unterstützt. Sie organisierten etwa Kundgebungen vor Filialen und Blockaden vor Warenlagern, zu denen die Beschäftigten aufgrund des Repressionsrisikos am Arbeitsplatz nicht in der Lage waren.

Ein Unterschied zu Frankreich und Italien ist dabei, dass in Deutschland diese Arbeitskämpfe mit ver.di von einer großen Branchengewerkschaft geführt werden, wobei auch Reibereien nicht ausbleiben. Seit 2014 wird auf überregionalen Konferenzen auch über das Selbstverständnis der Solidaritätsarbeit debattiert. Sehen sich die Soli-Aktivist\*innen als ehrenamtliche Helfer\*innen bei den Organisierungskampagnen der Gewerkschaft, oder soll die Selbsttätigkeit der Beschäftigten im Vordergrund stehen? Diese Fragen werden auch von der Gruppe Antifa Kritik und Klassenkampf aus Frankfurt am Main in einem eher theoretischen Beitrag aufgeworfen. Die ursprünglich universitätspolitische Gruppe begründet ihr Engagement in oben genannten Soli-Kreisen mit der Absicht, eine Verbindung von antikapitalistischer Perspektive und konkreten Einzelkämpfen herzustellen. Wenn auch aus einer anderen Position heraus und in einem akademischen Tonfall, zeigt ihre Argumentation für die Orientierung am Klassenkampf auch Ähnlichkeiten zum oben erwähnten Selbstverständnis der französischen Basisgewerkschafter\*innen:

*„Wird in kollektiven Erfahrungs- und Reflexionsprozessen deutlich, dass die eigenen Bedürfnisse hier und heute nur befriedigt werden, sofern sie sich der Wertvergesellschaftung einpassen, vermitteln sich Bedürfnisse mit der kritischen Einsicht, dass eine gesellschaftliche Produktion, die auf die Bedürfnisbefriedigung und -entfaltung der Gesellschaftsmitglieder gerichtet ist, nur jenseits der kapitalistischen Klassengesellschaft zu haben ist“ (S. 105).*

Der Text endet mit einem Vorschlag zum Aufbau von Strukturen zur Herstellung von Solidarität zwischen Lohnabhängigen aus unterschiedlichen Branchen und gesellschaftlichen Bereichen. Darunter werden „Streikende, Betriebsgruppen, Arbeitsloseninitiativen, Repro-Arbeiter\_innen oder Soli-Aktivist\_innen“ (S. 107) verstanden, die sich „rund um die Orte, an denen Herrschaft und Ausbeutung sich alltäglich reproduzieren“ (S. 108) organisieren. Das lässt wiederum an ähnliche Experimente der jüngsten Zeit in Italien und Griechenland denken, wo sich lokale Organisationsansätze prekär Beschäftigter und Studierender gebildet haben.

Das Sammelbändchen ist sicher keine Fachliteratur. Eine ausführlichere Einleitung, die die vielen, zum Teil sehr unterschiedlichen Beiträge miteinander in Beziehung setzt und versucht, sie mit gemeinsamen Thesen über die neuen Arbeitskämpfe zu unterfüttern, wird nicht geboten. Die Synthese, wie sie der Autor dieser Rezension aus seiner eigenen Sicht ansatzweise versucht hat, wird also dem Leser überlassen. Für diejenigen aber, die sich über neuere und teils ungewöhnliche Auseinandersetzungen am Arbeitsplatz aus erster Hand informieren wollen, ebenso wie für solche, die in ähnliche Kämpfe verwickelt sind, ist es dennoch eine anregende Lektüre, die zudem sehr handlich und auch für Menschen mit wenig Zeit zubereitet worden ist.

Anmerkung: Zur transnationalen Konferenz von Streikaktivist\*innen in Poznan/Polen im Oktober 2015 ist auf der Plattform Labournet ein Bericht erschienen: [hier](#)

Peter Nowak (Hg.) 2015:

Ein Streik steht, wenn mensch ihn selber macht. Arbeitskämpfe nach dem Ende der großen Fabriken.

Edition Assemblage, Münster.

ISBN: 978-3-942885-78-2.

111 Seiten. 7,80 Euro.

**Zitathinweis:** Dietmar Lange: Prekär streiken. Erschienen in: Medien und Gegenöffentlichkeit. 41/ 2016, Transformationen – Kapitalismus und Arbeit im Wandel. 55/ 2020, Ausbeutung. 67/ 2023.

URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1363>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Den Klassenkampf organisieren



Förderverein für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung (Hg.)

Arbeit – Bewegung – Geschichte. Zeitschrift für historische Studien

Linke Betriebsintervention, wilde Streiks und operaistische Politik 1968 bis 1988 - Heft 2016/I

*Die Zeitschrift, die sich seit Beginn des Jahres in neuem Gewand zeigt, macht in dieser Ausgabe linke Betriebspolitik und Arbeitskämpfe ohne gewerkschaftliche Repräsentation zum Thema.*

Rezensiert von [Markus Baumgartner](#)

Zu Jahresbeginn ist die erste Ausgabe von „Arbeit – Bewegung – Geschichte. Zeitschrift für historische Studien“ erschienen. Im Fokus der Zeitschrift sollen laut den Herausgeber\_innen Beiträge „zur Geschichte der Arbeit, der proletarischen und anderer linker Bewegungen, zur Geschichte der Arbeitskämpfe und des Widerstandes gegen Ausbeutung, Entrechtung und Diffamierung sowie zu Alltag und Lebensweise in den Milieus der Arbeitenden“ (S. 7) stehen. Themen also, mit denen sich zwar nicht allzu viele wissenschaftliche Zeitschriften und Forscher\_innen in Deutschland beschäftigen, die aber für eine aktivistische Linke von Bedeutung sind, insofern diese auch zum Lernen aus bereits gemachten Erfahrungen vergangener Generationen gewillt ist oder sie zur eigenen Inspiration nutzen mag.

Eröffnet wird „Arbeit – Bewegung – Geschichte“ mit dem Schwerpunkt „Linke Betriebsintervention, wilde Streiks und operaistische Politik 1968 bis 1988“. Sieben Artikel und ein Interview liefern interessante Einblicke in die Geschichte einer „anderen Arbeiterbewegung“ (Karl-Heinz Roth), die sich um das Jahr 1968 herum nicht nur in Deutschland neu formierte und jenseits klassischer Gewerkschaftsmethoden in den Betrieben agierte. Zu diesem Zeitpunkt gingen tausende Aktivist\_innen der Studierenden- und Jugendbewegung zur revolutionären Agitation in die Fabriken (und blieben mal länger, mal kürzer), während gleichzeitig Betriebsbesetzungen und spontane Streiks um sich griffen (und 1973 einen Höhepunkt erreichen sollten). Mit dem italienischen Operaismus bildete sich zudem eine marxistische Theorietradition, welche die Arbeitsbeziehungen des fordistischen Kapitalismus der Nachkriegszeit intensiv erforschte und für eine autonome Organisation der Arbeiter\_innen jenseits der vorhandenen Gewerkschaften und Parteien eintrat.

Bereits die Auswahl der Texte macht den transnationalen Charakter der Ereignisse (aber auch der Akteure) deutlich. Dabei steht neben Deutschland mit Italien insbesondere jenes Land im Fokus, das die in diesem Zusammenhang wohl intensivsten (und kontinuierlichsten) Auseinandersetzungen erlebte. Die Aktualität dieses Schwerpunkts und der Beiträge begründet die Redaktion in ihrer Einleitung: Auf der einen Seite könne global ein massiver Zuwachs von Arbeitskämpfen festgestellt werden, auf der anderen Seite finde dies auch zunehmend Beachtung und solidarisches Engagement in den sozialen Bewegungen. Ziel der versammelten Beiträge sei daher, die Interaktion zwischen den betrieblichen Kämpfen und den sozialen Bewegungen der damaligen Zeit zu untersuchen. Von diesem Blick auf vergangene Auseinandersetzungen kann linke Praxis durchaus profitieren, obwohl sich heutige Konflikte mit außerbetrieblichen Unterstützungskreisen wie bei Amazon oder an der Berliner Charité nicht immer mit den industriellen Großbetrieben der 1970er Jahre vergleichen lassen.



## Die Geburt der Neuen Linken

Den Auftakt macht ein Beitrag Antonio Lenzis zur Entstehung der italienischen „neuen Linken“ anhand der beiden Gruppen Il Manifesto (eine KPI-Abspaltung, an die heute noch die gleichnamige Tageszeitung erinnert) und Lotta Continua (die zusammen mit einer weiteren Gruppe, Potere Operaio, die operaistische Linie der italienischen radikalen Linken darstellte). Wer sich für die Geschichte der italienischen Linken interessiert, dürfte diesem Beitrag trotz seiner stellenweise etwas sperrigen Sprache mit Genuss lesen - auch, weil es zur Organisationsgeschichte und -politik der Post-68er Gruppen in Italien (leider) nur sehr wenige Veröffentlichungen auf Deutsch gibt.

Davide Serfino berichtet anschließend über einen ohne gewerkschaftliche Unterstützung geführten Arbeitskampf gegen gesundheitsschädliche Arbeitsbedingungen in Genua in den Jahren 1968/69, der in Zusammenarbeit mit linken Medizinstudierenden geführt wurde. Zusammen mit den Studierenden analysierten die Streikenden ihre Situation mithilfe einer „militanten Untersuchung“ und entwickelten daraus neue Forderungen. Das Konzept einer solchen Untersuchung, bei der „militant“ im Sinne von „aktivistisch“ gemeint ist, entstand 1960/61 bei FIAT Turin im Kontext des operaistischen Marxismus. Teilweise auch als „Conricecra“ („Mituntersuchung“) bezeichnet, versuchen dabei aktivistische Forscher\_innen gemeinsam mit Arbeiter\_innen eine Analyse über die konkreten Arbeits- und Lebensverhältnisse in ihrer Fabrik und ihrem Alltag zu erstellen. Ziel ist es, anhand dieser Reflexion individuelle wie kollektive Widerstandsformen zu erkennen und somit gemeinsame Organisationsprozesse zu unterstützen. In eben dieser Absicht entwarf schon Karl Marx 1880 einen „Fragebogen für Arbeiter“, der zu seiner Zeit aber nie systematischen Einsatz fand.

Sebastian Kasper gibt anschließend einen Überblick über die Betriebsinterventionen der vom Operaismus beeinflussten deutschen Gruppen um die Zeitschrift „Wir wollen alles“ (dazu gehörten unter anderem der „Revolutionäre Kampf“ in Frankfurt/Main, die „Arbeitersache“ in München oder die „Proletarische Front“ in Hamburg und Bremen) in der ersten Hälfte der 1970er Jahre. Torsten Bewernitz schreibt über eine Welle wilder Streiks im Rhein-Neckar-Gebiet 1973, die vor allem durch so genannte Gastarbeiter\_innen (siehe beispielsweise [Dieter Braegs Buch](#) zum Streik bei Pierburg in Neuss) geprägt waren. Nelli Tügel vergleicht den wilden Ford-Streik 1973 in Köln mit einem Besetzungstreik bei Krupp in Duisburg-Rheinhausen 1987/88. Von Dietmar Lange folgt die Übersetzung eines zeitgenössischen Berichts über eine europäische Konferenz diverser linksradikaler, vor allem operaistischer Gruppen im April 1973 zur Betriebsarbeit. Abgeschlossen wird der Schwerpunktteil mit einem – leider nur sehr knappen – Interview zu Betriebsinterventionen und deren internationalen Dimension mit Karl-Heinz Roth, der in den 1970er Jahren selbst Aktivist der „interventionistischen“ Proletarischen Front war.

## Eine neue Generation

Vervollständigt werden die 100 Seiten im Schwerpunkt durch zwei weitere Artikel, unter anderem zur Diskussion um „moderne Sklaverei in Brasilien“, Konferenzberichte aus der Sozialgeschichte und diverse, thematisch passende Buchbesprechungen. Im Übrigen ist „Arbeit – Bewegung – Geschichte“ keine vollkommen neue Zeitschrift, sondern aus dem seit 2002 erschienen „Jahrbuch für Forschung zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ hervorgegangen (das entgegen dem Titel übrigens mehrmals im Jahr erschien). Das Jahrbuch wiederum war die Fortsetzung der „Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ als offizieller Fachzeitschrift der DDR. Wurde die Redaktion des Jahrbuchs noch entsprechend stark von DDR-sozialisierten Wissenschaftler\_innen mitgetragen, so hat sich jene von „Arbeit – Bewegung – Geschichte“ deutlich um eine in den 1980er Jahren geborene Historiker\_innengeneration verjüngt.

Der nun vollzogene Relaunch unter neuem Namen und mit neuem Verlag ist aber auch ein programmatischer: Ein weit gefasster Begriff von Arbeit und ein umfassender Blick auf soziale

Bewegungen können die Zeitschrift für ein breiteres Publikum öffnen. Kommende Ausgaben sollen sich mit den Schwerpunkten „Lohnarbeit, spontaner Protest und Organisation vom 19. bis in das 21. Jahrhundert“ sowie „Marginalisierung und Emanzipation im globalen Revolutionszyklus 1917 bis 1923“ beschäftigen.

Insgesamt also eine empfehlenswerte erste Ausgabe eines hoffentlich erfolgreichen Projekts. Positiv erscheint auch, dass die verwendete Sprache und das vorausgesetzte Wissen in den meisten Texten für eine akademische Zeitschrift noch vergleichsweise zugänglich bleiben. Als einziger Schwachpunkt dieser Ausgabe bleibt die starke Dominanz einer männlichen Autorenschaft. Kommende Ausgaben mögen da hoffentlich Abhilfe schaffen. Wer gleich noch mehr zum Thema Betriebsintervention und wilde Streiks in Deutschland erfahren will, kann sich auch noch das ebenso lesenswerte Buch von Jan Ole Arps „Frühschicht. Linke Fabrikinterventionen in den 70er Jahren“ ([Rezension hier](#)) oder Peter Birkes Dissertation zu „Wilde Streiks im Wirtschaftswunder“ zulegen.

Förderverein für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung (Hg.) 2016:  
Arbeit – Bewegung – Geschichte. Zeitschrift für historische Studien. Linke Betriebsintervention, wilde Streiks und operaistische Politik 1968 bis 1988 - Heft 2016/I.  
Metropol Verlag, Berlin.  
ISBN: 978-3-86331-281-7.  
231 Seiten. 14,00 Euro.

**Zitathinweis:** Markus Baumgartner: Den Klassenkampf organisieren. Erschienen in: Die da unten. 40/ 2016, Ausbeutung. 67/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1344>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Der Befreiungsakt des Erzählens



**Lana Lux**  
Jägerin und Sammlerin

*Eine Coming-of-Age-Geschichte erzählt, wie sich die Biographie einer ganzen Familie in den Körper einer jungen Frau einschreibt und eine unbeschwertere Jugend verhindert.*

Rezensiert von [Nane Pleger](#)

Am 01. Januar 1991 entschied die Innenministerkonferenz, dass jüdische Personen aus der ehemaligen Sowjetunion als Kontingentflüchtlinge nach Deutschland einreisen dürften. Die Rechtslage der sogenannten „Jüdischen Zuwander:innen“ wurde allerdings nicht eindeutig geklärt. Bis 2004, als die Symbolpolitik endete, „genauso abrupt, paradox und still wie sie 25 Jahre zuvor begonnen hatte“ (Belkin 2017), emigrierten über 220.000 Jüd:innen und ihre Familienangehörigen nach Deutschland. Gerade aus der Ukraine und aus Russland kamen viele junge Eltern, um ihren Kindern im „Westen“ eine bessere Zukunft zu bieten – besonders in diesen postsowjetischen Ländern herrschte nach dem Zusammenfall der UdSSR eine prekäre wirtschaftliche Lage die von Korruption und Willkür geprägt war und viele Menschen in eine existenzbedrohende Situation brachte.

Auch wenn die Realität in Deutschland für die Einwander:innen nicht mehr unbedingt existenzbedrohend war, war sie doch hart. Sie fanden sich häufig außerhalb der Gesellschaft wieder und mussten erfahren, was es bedeute im ehemaligen Nazi-Deutschland ein:e russischsprachige:r Migrant:in zu sein. Erhebungen des Jüdischen Museums Berlin halten fest, dass diese Realität sich für die Kinder änderte: „Tatsächlich erweist sich die Migration für die jungen Erwachsenen als sozialer und ökonomischer Erfolg, im Unterschied zu ihren Eltern, die nach der Einwanderung in hohem Maße von Arbeitslosigkeit und prekären Erwerbssituationen betroffen waren.“ (Körber 2016)

## Das schwere Erbe der Kinder

„Alisa, weißt du warum wir in Deutschland leben?“

„Warum?“

„Ja, warum?“

„Warum?“

„Weißt du es nicht?“

„Damit aus mir etwas wird?“

„Richtig.“ (S. 78)

Die Protagonistin Alisa aus dem neuen Roman der deutsch-ukrainischen Schriftstellerin Lana Lux verlässt mit ihren Eltern die Ukraine, als sie zwei ist, und von Anfang an trägt sie die Verantwortung für diese Migration. Während ihre Eltern in Deutschland nie richtig ankommen – während der Vater kein Interesse an seiner neuen Heimat hat, versucht die Mutter zwar hartnäckig ihren Platz in der deutschen Gesellschaft zu finden, diese bleibt ihr aber unzugänglich – ist alle Hoffnung auf das

junge Mädchen gesetzt, dass sie in Deutschland eine beachtliche Karriere starten wird und dem Wegzug aus der Heimat damit einen Sinn gibt. Die Leser:innen lernen Alisa kennen, als sie 15 Jahre alt ist und unter der Last dieser Verantwortung anfängt zu zerbrechen. Doch auf ihrem Körper liegt nicht nur das Gewicht, es ihren Eltern und besonders es ihrer Mutter Recht zu machen. Auf ihr liegt auch das gesellschaftliche Gewicht, den Normen, die Weiblichkeit in der modernen Welt definieren, zu entsprechen. Alisa hat weder Interesse an den Zielen ihrer Mutter, Ärztin zu werden, noch hat sie den kleinen, zierlichen Körper, der als weibliches Ideal imaginiert wird. In Alisa entsteht ein Gefühl, falsch zu sein, das sich schließlich in Selbsthass und -zerstörung transformiert.

„Da ihr Bauch fast täglich schmerzte, war sie gut darin, es zu ignorieren oder sich sogar drüber zu freuen, denn es war ein Zeichen, dass der Körper arbeitete und seine Vorräte in Form vom ekligen Fett aufbrauchte.“ (S. 35) Schonungslos erfahren die Leser:innen, wie Alisa mit einer Essstörung sich und ihren Körper versucht auszutilgen. Lux hat damit literarische Worte für die Theorie der Feministin Laurie Penny gefunden, die in ihrem Essay „Fleischmarkt“ (2012) schreibt:

*„Frauen und Mädchen, die ihrer eignen Autonomie beraubt wurden, finden ein gewisses Maß an Autonomie in der physischen und psychologischen Selbstzerstörung durch das Hungern: Rebellion durch Selbst-Opferung, durch Übernahme der gesellschaftlichen Ideale der Dünnheit, Schönheit und Selbstverleugnung, bis zum logischen Extrem. Hunderttausende von Frauen [...] zerstören sich in der Folge dieses Pyrrhus-Sieges selbst.“ (S. 49)*

Der Roman führt den Leser:innen drastisch vor Augen, wie gefährlich der Hass gegen weibliche Körper ist, die als Analogie von weiblicher Selbstbestimmung gelesen werden können. Wem eine detaillierte Beschreibung dieser Selbstzerstörung zu sehr zusetzt, dem sei die Lektüre eher abgeraten.

## **Die Kraft des Heilens in der Erzählung der eigenen Lebensgeschichte**

Doch die Erzählung dieses harten Schicksals führt die Protagonistin schließlich auf einen Weg der Heilung – und dieser Weg ist maßgeblich durch den Akt des Erzählens geprägt. In der stationären Klinik „Schöne Aussicht“ erfährt Alisa, was es bedeutet, sich ihrer eigenen Lebensgeschichte zu stellen und sich ihrer zu ermächtigen. Dass sie schließlich selbst zur Erzählerin ihrer Geschichte wird und sich von den vorgegebenen Narrativen ihrer Mutter und der Gesellschaft löst, erfahren die Leser:innen aber durch eine veränderte Erzählstruktur, die den Roman wirklich lesenswert macht. Die Erzählperspektive ändert sich ab dem zweiten Teil immer wieder und die Leser:innen werden in die Geschichte von Alisas Mutter Tanya mitgenommen. Zunächst erst widerwillig, dann aber mit immer größerem Interesse nähert sie sich ihrer eigenen Vergangenheit und der Ursprung für Alisas Verzweifeln wird immer erkennbarer, „denn im Grunde ist unsere eigene Geschichte ohne die Geschichte unserer Familie gar nicht möglich, oder doch?“ (S. 204)

Tanya erzählt mit ihrem Leben auch von den vielen Erwartungen, die an Frauen erst in der sowjetischen Ukraine und schließlich im Deutschland der 90er Jahre gestellt werden. Immer wieder wird deutlich, wie untypisch es für eine Frau wie Tanya ist, von den schweren Zeiten ihres Lebens zu sprechen. „Heulen macht häßlich, sagte sie sich“ (S. 283) – das leitende Narrativ in Tanyas Leben war es, dass sie als Frau nach außen gepflegt und glücklich aussehen muss. Der Roman ist dabei ein gutes Beispiel dafür, wie der Mensch ein soziales Wesen ist, das sich mithilfe von Narrativen ein Selbst konstruiert und wie dieses Selbst bedroht sein kann, wenn es im Gegensatz zu den gängigen Erzählungen seiner Gesellschaft steht. Mit den Worten von Ouassil und Karig (2021) ist es eine Erzählung vom „homo narrans“, und wie dieser sich durch das Erzählen seiner Geschichte eine Identität aneignet und seinen Platz im sozialen Gefüge einnimmt. Ein Gefüge, das für Menschen, die eine Migrationsgeschichte aus der ehemaligen UdSSR nach Deutschland haben, bisher kaum Platz für ihre Erzählung hat. Der Roman ist damit ein wichtiger

Beitrag, um die Lücken des kollektiven Gedächtnisses um diese spezifischen Migrationserfahrungen zu füllen.

## Zusätzlich verwendete Literatur

Belkin, Dimitrij (2017): Jüdische Kontingentflüchtlinge und Russlanddeutsche. In: Bundeszentrale für politische Bildung. Verfügbar [hier](#).

Körper, Karen (2016): Jüdische Gegenwart in Deutschland. Die Migration russischsprachiger Juden seit 1989. In: Bundeszentrale für politische Bildung. Verfügbar [hier](#).

Penny, Laurie (2012): Fleischmarkt. Hamburg: Edition Nautilus.

Lana Lux 2020:

Jägerin und Sammlerin.

Aufbau Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-351-03798-7.

304 Seiten. 20,00 Euro.

**Zitathinweis:** Nane Pleger: Der Befreiungsakt des Erzählens. Erschienen in: Ausbeutung. 67/2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1805>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Genießen ohne Ende



**Tove Soiland**

Sexuelle Differenz

Feministisch-psychoanalytische Perspektiven auf die Gegenwart

*Was hat Genuss mit Feminismus zu tun? Und wie können wir mit psychoanalytischen Erkenntnissen den heutigen Kapitalismus besser verstehen?*

Rezensiert von [Andreas Hellgermann](#)

Gender Trouble, das ist es, was manche Thesen von Tove Soiland bei ihren Leser\*innen hervorrufen könnten. Sie ist eine präzise Beobachterin der modernen Gesellschaft und hält ein Instrumentarium bereit, das nicht allen geläufig sein mag: die psychoanalytischen Theorien Jacques Lacans, und die seiner Kritikerin Luce Irigaray sowie eine an Marx orientierte neuere Lacan-Rezeption. „Sexuelle Differenz. Feministisch-psychoanalytische Perspektiven auf die Gegenwart“, so heißt der Aufsatzband, der von Anna Hartmann herausgegeben wurde und Texte von Soiland seit 2003 versammelt. Vor allem zwei Punkte machen das Buch lesenswert und den daraus resultierenden Blick auf unsere postmodern-neoliberale Gesellschaft erhellend. Erstens stellt sie der Vorstellung, wir würden in einer zweigeschlechtlich strukturierten Gesellschaft leben, mit Irigaray die These entgegen, dass wir es mit einer „Ordnung der Eingeschlechtlichkeit zu tun haben“ (S. 73), die jedoch patriarchal bestimmt ist. Und zweitens schlägt sie vor, unsere Gesellschaft als eine zu verstehen, in der die repressiven Verbote eines autoritären Vaters beziehungsweise Herrn, die den Genuss versperrten, schon längst abgelöst wurden durch das allumfassende Gebot des Genießens. Dagegen – und das ist keine Kleinigkeit – setzt Soiland mit Luce Irigaray den „Versuch einer Rehabilitierung des Denkens der sexuellen Differenz“ (S. 29).

Diese Formulierung lässt sich als Programm lesen. Ausgehend von den zentralen Thesen Irigarays, einschließlich deren Kritik an Lacan, sucht Soiland die kritische Auseinandersetzung mit einem an Judith Butler orientierten Gender-Feminismus, der durch eine Dekonstruktion der gängigen Modelle der Zweigeschlechtlichkeit das Ziel der Befreiung von der Geschlechterhierarchie meint erreichen zu können.

## Denkwege in die Differenz

Im Kern stellt Tove Soiland die Frage, wie es sein könne, dass sich trotz gesellschaftlicher Fortschritte, einer zunehmenden Liberalisierung, Gleichstellungsbemühungen und der Dekonstruktionen von Zweigeschlechtlichkeit und festgefahrenen Rollenbildern die Hierarchie zwischen den Geschlechtern dennoch so hartnäckig hält. Oder anders: Was wurde hier übersehen?

Für eine Antwort, so Soiland, sollten feministische Ansätze das Denken der sexuellen Differenz ernst nehmen. In ihm verbirgt sich nicht, wie Irigaray oft vorgeworfen wird, eine Biologisierung oder Essentialisierung der Zweigeschlechtlichkeit. Das kann man auch Lacan nicht vorwerfen, der die Psychoanalyse zu einer zeit-, gesellschafts- oder kulturdiagnostischen Theorie macht und der gerade nicht, wie Soiland herausarbeitet, auf psychoanalytisch zu bearbeitende biologisch-essentialistische Wesenheiten zurückgreift. Sein entscheidender Punkt ist hier: die Bedeutung der Sprache. Über sie kommt der Andere ins Spiel. Und zwar auf zwei Weisen: Insofern wir

grundlegend auf ihn verwiesen sind, aber er letztendlich unverfügbar bleibt. Beide Aspekte werden immer sprachlich vermittelt.

Gender-feministische Ansätze gehen oftmals davon aus, dass Subjekte sich gemäß gesellschaftlicher Normen und sprachlicher Festschreibungen bilden und Identitäten dementsprechend festgeschrieben werden. Geschlecht wird so entlang von Vorgaben konstruiert, die es zu dekonstruieren gilt. Die lacanianische Psychoanalyse legt ein anderes Subjektverständnis zugrunde. Subjekt ist, was aus der Angewiesenheit auf den anderen hervortritt und in ihm etwas hinterlässt, wofür Lacan die mehrdeutigen Begriffe „Kerbe“ oder auch „Lücke“ verwendet. Damit ist das Subjekt auf andere Weise als in gender-feministischen Theorien mit der Sprachlichkeit des Menschen verknüpft. Dies zeigt sich in frühkindlichen Zusammenhängen, die den Psychoanalytiker Lacan und seine Schülerin Irigaray interessieren. Sie führen zu dem zentralen Punkt der Theorie der sexuellen Differenz. Irigaray folgt Lacan, indem beide feststellen, dass diese Prozesse – zumindest in unserer westlich-abendländischen Kultur – gerade nicht zu einer Zweigeschlechtlichkeit führen, sondern nur einem der Geschlechter zum Subjektstatus verhelfen: dem Mann. Die Frau, die beispielsweise als Mutter ihre Gabe „einfach voraussetzungslos“ (S. 175), ohne eine symbolische Repräsentation, zur Verfügung stellen muss, bleibt in einem wenig sichtbaren Hintergrund. Für sie fehlen Formen der symbolischen Repräsentanz. Daraus, so Soiland, resultiert das gesellschaftliche Problem, dass der Bereich der Sorge, der emotionalen Bezogenheit und der Entwicklung der Subjekte auf vielfältige Weise gerade nicht vorkommt. Das aber ist keine Frage der Biologie, sondern historisch geworden. An dieser Stelle trennen sich die Wege von Irigaray und Lacan, dem sie vorwirft, diesen Zustand mit seiner Theorie zu verfestigen, während Irigaray und mit ihr Tove Soiland genau hier ansetzen, weil die weibliche Seite „überhaupt erst einmal als Subjektposition zu formulieren wäre.“ (S. 147) Anders und durchaus provozierend sagt sie: „Ich bin davon überzeugt, dass es nach wie vor, oder dringlicher denn je wieder eine kollektive Artikulation der Position von Frauen braucht.“ (S. 96)

Diese knappe Darstellung wirft Fragen auf, auf die das Buch Antworten geben kann. So zum Beispiel die nach dem psychoanalytischen Subjektbegriff Lacans, einer für diese Theorie zentralen Verknüpfung von Sprache und Begehren, der daraus sich ergebenden Verhältnisbestimmung von Begehren und Genießen, aber auch, warum die Liberalisierung der Gesellschaft für Frauen zu etwas führt, das Soiland „Selbstkannibalismus“ nennt.

## Genüssliche Unterwerfung

Was der Sammelband zudem leistet: die Verbindung feministischer Theorie mit weiteren gesellschaftsanalytischen Perspektiven. Soiland entfaltet den Begriff der „postödpalen Gesellschaft“. Diese ist nicht mehr durch ein grundlegendes väterliches Verbot, wie es die Psychoanalyse Freuds formuliert hat, strukturiert, sondern – gewissermaßen dem entgegengesetzt – durch das Gebot, zu genießen. Damit schließt sie vor allem an die marxistisch orientierte psychoanalytische Schule von Ljubljana und ihre Lacan-Rezeption an mit ihrem prominentesten Vertreter Slavoj Žižek. Dass unsere Gesellschaft sehr stark durch Genuss geprägt ist, scheint intuitiv nachvollziehbar. Gemeint ist aber mehr als eine Kritik am Hedonismus. Wenn eine alte 68er-Forderung lautete, gesellschaftliche Verbote zu überwinden und die Triebstruktur zu befreien, dann wird übersehen, dass die Produktionsverhältnisse selbst ein neues Subjekt erforderten.

*„Ich meine deshalb, dass Fragen der Subjektivierung nicht losgelöst von den Produktionsverhältnissen und insb. den darin stattfindenden Veränderungen zu betrachten sind, wollen wir nicht in die Lage geraten, ungewollt genau den Erfordernissen dieser veränderten Bedingungen zuzuarbeiten und die Subversion an einem Ort zu sehen, der längst selbst zum Bestandteil der Erneuerungsbewegung des Kapitalismus geworden ist.“ (S. 130 f.)*

Mit anderen Worten: Aus der Befreiung von repressiven Verboten ist ein neues Gebot geworden: zu genießen und dies in einem Kapitalismus, der nicht mehr auf Festschreibung von Identitäten

und Begrenzung setzt, sondern selbst Andersheit in einem gigantischen Ausmaß produziert:

*„Genieße!“, ist deshalb die von Lacan verwendete Formel für dieses merkwürdige Phänomen, das uns an unserem nicht-gelebten Genießen schuldig werden lässt und uns damit unweigerlich in einen gnadenlosen Imperativ zur Optimierung des eigenen Lusterlebens verstrickt.“ (S. 149)*

All das ist nicht folgenlos für eine feministische Theorie, für die zu verstehen wäre, welche Bedeutung die (Nicht-)Positionierung der Frau in diesem Gefüge und in diesem Prozess hat.

Das in den Blick zu bekommen, leistet dieser Aufsatzband, nicht zuletzt auch dadurch, dass die Herausgeberin Anna Hartmann den Texten eine hervorragende und überaus hilfreiche Einführung in das Denken von Soiland voranstellt. Dem streitbaren Buch und seiner Autorin ist eine große Aufmerksamkeit zu wünschen. Nicht alle Leser\*innen werden zustimmen, aber (vermutlich) alle werden – so oder so – einen veränderten Blick auf die spät-neoliberal-kapitalistische Postmoderne gewinnen und auf Veränderungsprozesse gestoßen werden, die ohne Soilands Theorieansatz unter der Oberfläche blieben.

Tove Soiland 2022:

Sexuelle Differenz. Feministisch-psychoanalytische Perspektiven auf die Gegenwart.

Herausgegeben von Anna Hartmann. Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-345-1.

252 Seiten. 18,00 Euro.

**Zitathinweis:** Andreas Hellgermann: Genießen ohne Ende. Erschienen in: Ausbeutung. 67/ 2023.

URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1806>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.



# Anleitung für die moralische Herrschaft



**Laurie Penny**  
Sexuelle Revolution  
Rechter Backlash und feministische Zukunft

*Frauen, die sich gerne führen lassen, werden die Verhältnisse nicht zum Tanzen bringen. Warum es sich bei der „Kultur des Consent“ um eine Einwilligung ins Patriarchat handelt.*

Rezensiert von [Peter Schadt](#)

Im Jahr 2022 erschien das Buch „Sexuelle Revolution“ der Journalistin und Autorin Laurie Penny. Ihr Feminismus wird darin als „Kultur des Consent“ beschrieben, als Einvernehmlichkeit in allen Lebensbereichen. Sie weitet somit das Konzept, dass vornehmlich für die Sexualität gedacht ist aus und fordert dieses auch für Politik und Ökonomie. Die Entwicklung dieses Grundgedankens wird im Buch allerdings immer wieder unterbrochen von Ausführungen rund um Faschismus, Rechtsruck, sexuelle Gewalt und Emanzipation; der essayistische Aufbau des Bandes ist Leserinnen bereits von Pennys früheren Büchern bekannt. Insofern ist der Band auch weniger als klare Beweisführung einer, sondern vielmehr als Einblick in viele verschiedene Urteile rund um diese Themen zu lesen.

## Das Problem

Trotz des assoziativen Aufbaus gibt es einen gemeinsamen Nenner: Der Rechtsruck ist das Problem, der Feminismus die Lösung, wie der Untertitel des Werks bereits ankündigt: „Rechter Backlash und feministische Zukunft“, wobei das englische Original mit „Modern Fascism and the Feminist Fightback“ sogar noch expliziter ist. Pennys Kritik am „Faschismus“ der Gegenwart liest sich dabei so: „Gänzlich moralbefreite Politiker wie Bolsonaro, Putin und Trump haben es geschafft, dass zwischen Fakten und Meinungen nicht mehr unterschieden wird.“ (S. 66) Pennys Überzeugung: Als verkommene Subjekte, denen es an der nötigen Moral mangelt, die es für ihre wichtigen Ämter braucht, gehören diese nicht auf die Posten, die sie innehaben. Nicht nur, aber besonders diese drei, hätten es unter anderem geschafft, dass „Fake News“ salonfähig geworden seien. Denn „... diese strengen Väter haben sich als unzuverlässige, ungehobelte Kotzbrocken entpuppt, völlig ungeeignet für die Verantwortung, die mit ihrer Macht einhergeht“ (S. 226).

Ihr Urteil über diese an ihrer Verantwortung gescheiterten Patriarchen ist in aller Kürze in einer Kapitelüberschrift zusammengefasst: „Machtmissbrauch“ (S. 323). Egal ob Filmschaffende ihre Macht missbrauchen, um Frauen zu vergewaltigen oder Politiker, um „white supremacy“ zu fördern. Penny entdeckt einen sehr grundsätzlichen Mangel an moralischer Integrität des Herrschaftspersonals in Politik und den Entscheidern in der Ökonomie. Aber nicht nur dort findet sie pflichtvergessene Männer, sondern auch auf den unteren Stufen der Hierarchie in der bürgerlichen Gesellschaft:

*„In den Medien wird berichtet, dass Frauen die Kinderbetreuung noch weitgehend allein schultern, als wäre das eine moralisch neutrale Aussage – als gehörte zu dieser Information nicht auch dazu, dass neben diesen Frauen Millionen von Männern stehen, die einfach zu faul, zu sexistisch und egoistisch sind, sich um sich selbst und ihre Familie zu kümmern.“ (S. 214)*

## Die Lösung

Entsprechend kann die Lösung der Autorin nicht überraschen. Sie erwartet mehr von Politikerinnen und Politikern, aber auch mehr von den Männern allgemein; und weiß sich und ihre Leserinnen damit auch im Recht, zumindest und auf jeden Fall moralisch: „Respekt und Menschenwürde sind dein Geburtsrecht.“ (S. 134) Ihre Lösung in der Abteilung Herrschaftspersonal besteht zuerst einmal in einer neuen Attitüde für die Frauen: „Genau das ist unter Consent Culture zu verstehen: Dass wir mehr erwarten und mehr verlangen.“ (S. 75)

Dass ist die eine Hälfte der Revolution, die Penny fordert. Sie argumentiert damit, dass „die Aufdeckung von Machtmissbrauch per se schon eine Revolution gegen die Macht“ (S. 106) sei. Dabei entgeht ihr allerdings, wie sehr der Vorwurf des *Missbrauchs* auch immer den richtigen *Gebrauch* der Macht unterstellt. Anders gesagt: Die Aufdeckung von einem falschen Gebrauch der Macht ist gerade keine Revolution gegen die Macht an sich, sondern die Forderung nach ihrer sachgerechten Anwendung.

Pennys sexuelle Revolution richtet sich gegen „ungehobelte Kitzbrocken“, die ihrer „Verantwortung“ als Politiker nicht gerecht würden. Damit verteidigt sie aber letztlich nur das Amt gegen seine Inhaber. Das sagt Penny immer wieder explizit, wenn sie die Zustimmungskultur als neue Ethik vorstellt und so die zweite Seite ihrer Revolution präsentiert:

*„Consent ist das Gegenteil von Autoritarismus und das Gegenteil von Scham. Für Einvernehmlichkeit brauchen wir kein neues Regelwerk. Wir brauchen eine neue Ethik der Einvernehmlichkeit, im öffentlichen wie im privaten Leben, für den sexuellen und den sozialen Umgang.“ (S. 351)*

Das alte Regelwerk braucht also auf der einen Seite anspruchsvollere Frauen und auf der anderen Seite Männer, die ihren Jobs – egal ob Familienvater oder Politiker – auch gerecht werden. Ein Job, der im Falle des zweitgenannten immerhin zum Inhalt hat, den gemeinen Bürgerinnen und Bürgern per Gesetz die Lebensverhältnisse aufzumachen, mit denen die dann zurechtkommen müssen. Dass Herrschaft notwendig unterstellt, dass die Interessen der Beherrschten nicht identisch sind mit denen der Politik, erklärt sich schon daraus, dass die ganze Trennung zwischen Gesellschaft und politischem Überbau leidlich unnötig wäre, wenn deren Zwecke zusammenfallen würden. Pennys Problemdiagnose ist so bekannt wie verkehrt: Die Differenz aus Volk und Führung sei ganz unnötig und entspringe nicht dem notwendigen Charakter der Herrschaft, sondern dem schlechten Charakter der Politiker; und wäre entsprechend mit neuen, besseren auch zu beseitigen. Eben kein neues „Regelwerk“, sondern eine neue Ethik.

## Das Fazit

Penny fängt ihr Buch mit guten Nachrichten an, mit denen man aber bekanntlich lieber aufhört; des guten Gefühls wegen. Siegen werden die bösen Mächte nämlich nicht, da ist sich die Autorin sicher. Scheitern soll der neue Faschismus aber weder am kämpferischen Feminismus noch an der neuen Ethik, sondern an einem Mangel eigener Art: „Die Tyrannen und Despoten werden den Sieg nicht davontragen. Zumindest nicht langfristig. Sie können nicht gewinnen, weil sie keinerlei sinnstiftende Zukunftsvision anzubieten haben. Sie wollen herrschen, nicht führen.“ (S. 13)

Weniger große Analytikerinnen mögen Schwierigkeiten haben, beides – Führen und Herrschen – überhaupt sauber auseinanderzuhalten, was hier sogar als Gegensatz behauptet wird. Manch eine

findet es vielleicht sogar humorig, ausgerechnet den Faschisten einen Mangel an Führungswillen zu unterstellen. Es ist, um nur das geringste zu sagen, auch eine etwas gewagte These, dass ausgerechnet der Faschismus, der die Menschen reihenweise zur Opferbereitschaft aufruft, einen Mangel an höheren, sinngebenden und -stiftenden Werten zu vermelden hätte. Manche mögen sich auch fragen, was „langfristig“ nun wieder bedeutet: Waren zwölf Jahre Hitler beim letzten heimischen Anlauf in Sachen Faschismus etwa „kurzfristig“, nur weil eine demokratische gewählte Herrschaftsmannschaft auch mal 16 Jahre schafft?

Aber derlei Kleingeister vermögen nicht das große Ganze zu sehen, dass den Feminismus einer Laurie Penny im Kern ausmacht: Wir brauchen eben keine „neuen Regelwerke“, sondern nur echte, feministische Führer, Frauen, die selbstbewusst fordern, was ihnen von diesen zusteht und Männer, die endlich pflichtbewusst diesen Führern und ihrer „neuen Ethik“ folgen. Oder?

Laurie Penny 2022:

Sexuelle Revolution. Rechter Backlash und feministische Zukunft. Übersetzt von: Anne Emmert.

Edition Nautilus, Hamburg.

ISBN: 978-3-96054-286-5.

384 Seiten. 24,00 Euro.

**Zitathinweis:** Peter Schadt: Anleitung für die moralische Herrschaft. Erschienen in: Ausbeutung. 67/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1807>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

# Sehnsuchtsort und konkrete Praxis geplant für 12. April 2023



Dietmar Süß / Cornelius Torp

Solidarität

Vom 19. Jahrhundert bis zur Corona-Krise

*Über die Geschichte und die unbedingte Notwendigkeit eines umkämpften Begriffs.*

Rezensiert von [Johanna Bröse](#)

Zwei Geschichtswissenschaftler, die sich über eine rein historische Einordnung hinaus dem Thema Solidarität nähern, das weckt erst einmal Neugier – und auch ein bisschen Irritation. Was hat es auf sich mit dem schmalen Band „Solidarität. Vom 19. Jahrhundert bis zur Corona-Krise“, lohnt sich die Lektüre auch für politische Aktivistinnen?

## Der Kern der Solidarität

Von dem trivialen Befund, dass „Solidarität in aller Munde“ ist, lassen sich Dietmar Süß und Cornelius Torp nicht davon abbringen, tiefer zu graben. Wenn „selbst die Einhaltung der Hygieneregeln und das Abstandhalten zum Nächsten [...] inzwischen als Akt der Solidarität“ ( S. 7) gelte, sei es höchste Zeit, diesem Begriff wieder die Konturen zu verleihen, die er verdient. Süß und Torp fragen: Was können wir aus der widersprüchlichen Geschichte der Solidarität in den letzten Jahrhunderten lernen, was hat sich verschoben – und wo können wir Kontinuitäten und zentrale Merkmale ausmachen, die es auch für künftiges Handeln auf das Wort dringend benötigt?

Den beiden Autoren gelingt es im Laufe des Bandes, Solidarität(en) in zunächst partikular gefassten Normen – in Bezug auf eine bestimmte Gruppe an Menschen, eine bestimmte politische Idee, einen national gefassten Rahmen – hin zu einem universalistisch nutzbaren Begriff zu entwickeln, der dennoch Raum für Ambivalenzen und Widersprüche hält.

## Solidarität im Gestern und im Morgen

Natürlich darf der Beginn bei der Arbeiter:innenbewegung nicht fehlen. Solidarität kann ihr als Leitbegriff verstanden werden. Die Gleichheit der Arbeiter:innen gegen die Ungleichheit der Klassen. Die Solidarität als „Baumeister einer ganz erhabenen Weltordnung“ ( S. 15), wird im Buch der Münchner Revolutionär Kurt Eisner zitiert, dient dabei als moralischer Kompass und Utopie. Das sozialistische Solidaritätsverständnis dieser Zeit, so resümieren Süß und Torp,

*„speiste sich aus Erfahrungen, aus Niederlage und gewonnenen Schlachten, aus täglicher Arbeit und dem Glauben an eine bessere Welt. Gleichzeitig war der Begriff Solidarität aber auch Teil einer wissenschaftlichen Suchbewegung, die darauf zielte, die Funktionsweise und den Wandel kapitalistischer, arbeitsteiliger Gesellschaft zu erklären.“ ( S. 16)*

Von dort aus geht es dann zu einer Betrachtung des Begriffs nach 1918 und über die Zeit des deutschen Faschismus. Hier wird Solidarität durch Abstammung begründet, als einende Kraft der

Volksgemeinschaft. Die Autoren begreifen dies als Form einer exklusiven Solidarität, der im Buch eine deutliche Absage erteilt wird. Nach 1945 entwickelten sich neue Formen solidarischen Handelns, argumentieren die beiden Autoren. Es geht dabei vor allem um eine programmatische Ausformung der Solidarität, die durch die erstarkende Sozialdemokratie immer weiter in den Bereich des institutionalisierten Wohlfahrtsstaats gegossen und eingeeht wird. Schritt für Schritt rückte somit der revolutionäre Gehalt des Begriffs in den Hintergrund.

Der Solidaritätsbegriff hat sich in den letzten Jahrzehnten allerdings Schritt für Schritt aus seinem Dornröschenschlaf heraus bewegt und vor allem bei den Neuen Sozialen Bewegungen Anknüpfungspunkte gefunden. Dies kann im Kontext der internationalistischen Organisation von Lohnabhängigen und der globalen Solidaritätsarbeit im späten 20. Jahrhundert ebenso wahrgenommen werden wie in den feministischen und antirassistischen Bewegungen weltweit. Notwendigerweise ist er davon ausgehend pluralistischer und auch intersektionaler geworden. In Richtung des neuen Jahrtausends gewann insbesondere die Frage nach Solidarität mit flüchtenden Menschen Wichtigkeit.

Den aktuellen „Solidaritätshype“ (S. 7) im Kontext von Corona sehen die Autorinnen im Gegensatz zum gegenwärtig ebenso diskutierten Begriff der Entsolidarisierung im Kontext des neoliberalen Umbaus der Gesellschaft. Insgesamt zeichnet den Band aus, dass die Autoren die Ebenen von Solidarität, Solidarität in ihrer Vielschichtigkeit als analytischen und als praktisch-politischen Begriff auseinanderhalten: Solidarität sei „sowohl politischer Kampfbegriff als auch eine Kategorie wissenschaftlicher Beschreibung“ (S. 9), mal Handlungsanleitung, mal moralischer Wert, mal gesellschaftliches Strukturelement. Torp und Süß vermögen es, diese Ebenen immer wieder aufzulösen und gleichzeitig in ihrer notwendigen Verbindung miteinander darzustellen. Leitend ist dabei die historische Herleitung von Solidarität(en) als „gesellschaftlicher Praxis, die erst im sozialen Handeln entstehen“.

Grundsätzlich ist dem gesamten Band ein sehr positiver Bezug auf eine Form der Solidarität anzumerken, die über eine institutionell eingegossene, sozialpartnerschaftlich oder sonstwie eingeehte hinausweist, ohne dabei stark ins Utopische abzudriften. Das macht aber gleichzeitig die Begrenzung eines solchen Solidaritätsbegriffs aus. Fest steht: Die Bedeutung des Solidaritätsbegriffs muss weiterhin diskutiert werden. Was Süß und Torp in ihrem Band aufmachen, eignet sich sicherlich als Aufhänger für diese Debatte. Dass Solidarität aber insbesondere in der täglichen Praxis auch gegen die Widerstände neoliberaler Zurichtungen ausgehandelt werden muss, darf dahinter nicht zurückfallen. Der Kampf um die „richtige“ Solidarität steht also weiterhin aus, und das ist auch wichtig. Denn Solidarität entsteht im Dazwischen, im Reziproken, in den Beziehungen, welche vor allem die Menschen in der Auseinandersetzung damit aufbauen können, wie ein Welt von Morgen aussehen kann.

Dietmar Süß / Cornelius Torp 2021:  
Solidarität. Vom 19. Jahrhundert bis zur Corona-Krise.  
Dietz Verlag, Bonn.  
ISBN: 978-3-8012-0622-2.  
214 Seiten. 20,00 Euro.

**Zitathinweis:** Johanna Bröse: Sehnsuchtsort und konkrete Praxis. Erschienen in: Ausbeutung. 67/2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1822>. Abgerufen am: 11. 04. 2023 12:21.

## Lizenzhinweise

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.